

Leo Sternberg
Der Venusberg
Rheinische Geschichten


Dei
Sub Numine
Vigel





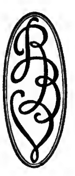
# Der Venusberg

## Rheinische Geschichten

Leo Sternberg

# Der Venusberg

## Rheinische Geschichten



B. Behrs Verlag / Friedrich Feddersen
Berlin und Leipzig

Frau Laura von Beckerath

in herzlicher Freundschaft

## Der Venusberg

Trotz seiner Weltweisheit erfuhr Richard von Greifenklau, der mächtige Erzbischof, zu spät, daß man dem Glauben nicht durch einen Federstrich der kurfürstlichen Kanzlei eine Heimstätte dekretieren kann, sondern daß er da am sonnenhaftesten strahlt, wo die Heidengötter der Schönheit noch fröhlich im Schatten der Kirchenmauern lagern. Und wenn die Glockentürme der Heiligen überall aus den verträumtesten Tälern und von den leuchtendsten Gipfeln der Erde aufragen, so sind sie deshalb so wohl gegründet, weil ihre hohe Schutzherrin, hier durch ein geheimnisvolles Silberglöcklein im Strauche, da durch einen Weißdornbusch, den sie mitten im Winter erblühen ließ, eben dort sich ihre Wohnung aussuchte, wo das königliche Tier der Welt die Säule der Kirche gutmütig auf seinen Rücken nimmt.

So war die Burg Mariens auch in den Moselbergen erbaut worden, an der Stelle, wo die heilige Jungfrau aus blauem Himmel einst ihre blitzende Krone niederstrahlen ließ, daß sie den ganzen Bergrücken mit seinen rebenbewach-

senen Flanken vergoldete und sich wie ein versunkener Schatz zu beiden Seiten in dem Flusse spiegelte. Bunter als sonstwo im Lande schwankte hier oben der goldgrüne Nußbaum im Wind; und in der Waldschabracke, die über den schmalen Grat der Höhe zottig in die Weinberge hinunterhing, rief der Kuckuck schon, während der rötliche Seidelbast mit seinem Hyazinthendufte eben den ersten Zitronenfalter aus der Ferne herbeizog. Wenn aber Scilla und Anemone blauweiß das Buschwerk durchsternten und die Buchenhallen durchflutet waren von der grünen Sonne des flaumigen Laubes, dann wanderte das Volk in Scharen die Weinbergspfade hinauf, um von der felsigen Rampe, die das Nonnenkloster wie ein Festungshof umzog, die Welt in der Glorie zu schauen, in der sie nur hier oben vor dem entzückten Auge lag. Von den angeschwemmten grünen Vorländern der Felsenufer schimmerten drunten die grauen Kirschenwälder herauf; wie Heidekrautbänke verloren sich fern die blühenden Pfirsichgehölze oder schwebten in zarten Rosenwölkchen über kahlen Schieferhängen und herben Schollenschrägen, die — saftigen Saatstücken benachbart — den Teppich verschiedener Jahreszeiten wunderhaft nebeneinander auszubreiten schienen. In den Silberkäfigen des Heckenblustes aber sangen die Vögel, und gläserne Dörfer mit ihren lichtdurchfluteten Baumschleiern zogen sich als Himmelsstationen aus dem Flußtal bis auf die bewaldete

Hochfläche hinauf, die weithin übertupft war von den blonden Wölkchen vorzeitig angegrünter Wipfel. Ja, mit so frommem Rausche erfüllte der heilige Berg, über dem die Marienkrone im Himmelsblau schwebte, die Seele, daß ein Jüngling sich eines Tages von der Mauer des Klosterfriedhofs hinabstürzte, da nach diesem Gipfel der Verzückung keine andere Sehnsucht mehr blieb, als geradenwegs in die Arme Mariens zu fliegen.

Wie nun aber Schönes Schönes erzeugt, vanilleduftende Riesenblüten aufbrechen in Tropenwäldern und der Glanz des Südens Vögel hervorbringt, die wie Edelsteine sind, so nahmen die Klosterfrauen auf dem Sonnengipfel eine blütenhafte Schönheit an, in der sich Himmel und Erde duftig vermählten — wie die Abtei auf der Höhe in ein anderes Reich zu ragen schien, während die Erdenfröhlichkeit mit ihren Weinbergen zugleich bis unter ihre Mauern hinaufreichte. Wenn die schlanken Frauengestalten in den buchseingefaßten Wegen des wolkenüberflogenen Klostergartens da oben wandelten, wo das bischofsblaue Veilchen im Grase blühte, die Kaiserkrone das Haupt aufrichtete und der weiße Flieder die goldlackumkletterte Mauer überwölkte, so schienen sie nicht nur schwesterlich verwandt mit Grünen und Blühen umher, sondern teilten auch untereinander denselben Adel der Erscheinung, wie sich Mütter und

Töchter gleichen oder ein Bild seinem Spiegelbild. Ja, obwohl hier die Zunge des Neides sprach, war nicht zu leugnen, daß die Nonnen des benachbarten Klosters Stubben Recht hatten, wenn sie behaupteten, daß selbst unter den Jungfrauen der umliegenden Ortschaften manche einherging, die ihre Schönheit wie ein königliches Erbteil von den Marienburgerinnen trug.

Trotzdem die Klosterkirche auf dem Stubbener Vorland nämlich ein wundertätiges Gnadenbild barg und den berühmten Splitter vom Kreuzesholz in seiner edelsteinbesetzten Reliquienlade aus Byzanz zur Verehrung ausstellte, trugen die Pilgerzüge ihre seidenen Fahnen an der offenen Kirchentür vorüber, heiße, steinige Pfade hinan, und warfen sich auf der Himmelswiese droben auf die Knie, auf der die Füße der Marienburgerinnen wandelten, und beteten an, ohne von einem Gnadenbild herberufen zu sein, also daß die Schönheit der Stätte und ihrer Hüterinnen ihr eigentlicher Gottesdienst war. Mütter mit gesegnetem Leibe klommen von Ruheplatz zu Ruheplatz mühsam die Höhe hinauf, um sich am Anblick der englischen Wesen mit Schönheit zu sättigen. Die Weinschiffe gingen vor Anker am Fuße des Berges, als forderte der Vespergesang droben zu einem sabbatlichen Tage auf; und immer weideten die Eslein auf der Klosterwiese, von denen sich die Bresthaften hatten hertragen lassen, um überflossen zu werden

von der heilenden Lichtflut jenes fraulichen Glorienscheins. Für den Kranz der umliegenden Flußbewohner aber waren die Klosterfrauen nicht nur die lichten Schutzgeister, deren Türmerglocke ertönte bei Feuer, Eisgang und Kriegsgefahr, sondern der ganze Berg wurde gleichsam zu dem großen Opferaltar des Landes, auf dem ihnen die reine Flamme des Guten und Überirdischen brannte; und wie alles plötzlich segensvoll und klar wird, wenn sich das Licht der Wahrheit einmal in unserer Mitte entzündet hat, so gedieh nicht nur ein vollkommenes Geschlecht umher, das beim Erklingen der morgendlichen Laudes droben feierlich den Tag begann, sondern auch Handel und Wandel erblühte; und Weingülten, Mühlen, Jagden und Renten füllten den Klosterschatz, den auch die Pilger mit köstlichen Weihgeschenken auszustatten wetteiferten. Zwar blieb es nicht aus, daß der lebhafte Verkehr der Zehntwagen und Wallfahrtszüge Wegelagerer und räuberisches Gesindel herbeizog, das die Waldungen des Reilerhalses bald mit unschuldigem Blute tränkte und einen Ring des Grauens um die Gottesinsel legte, in dem feurige Goldkisten, Schwertgeklirr, hauptlose Gestalten und verwehendes Röcheln spukhaft die Nacht erfüllten; allein weder Gespenster, noch Mordbuben konnten den Ansturm der Frömmigkeit hemmen, die dem Schönheitstempel entgegenschwoll.

Was aber Mord und Grauen nicht vermochten,

vollbrachte die plumpe Hand des eigenen erzbischöflichen Schirmherrn. Von jeher war der Barl, der Bergrücken, den der Moselfluß wie ein natürlicher Festungsgraben umspült, das Kampfziel der Kriegsscharen, und so dicht wie die Felsabhänge von grauen Rebstäben starrten, flimmerten sie oft von dem Lanzenwald der Sturmläufer. Die junge Mannschaft des Landes aber putzte den Harnisch wie zum Fest, wenn sie zum Schutze der Klosterfrauen droben ausziehen durfte; und Sporengeklirr von Freund und Feind löste sich ab in den langen Kreuzgängen, die sonst nur das Rauschen fraulicher Gewänder vernahmen. Gewiß meinte es der Kirchenfürst gut, wenn er seinen geistlichen Töchtern, deren Ordensdienst und Sicherheit er durch ständige Belagerungen und Einquartierungen gestört glaubte, während der Kriegsläufte eine entlegene Zufluchtstätte anbot. Allein die Marienburgerinnen lächelten fein über eine solche Besorgnis, als hätten sie ihre eigenen Gedanken darüber, um wen die gewappneten Männer die Weinbergsbastionen verteidigten und wie ungefährlich ihnen selbst die Fehde um den ewig umstrittenen Klosterberg war. Oder sollten sie vor Eisenrittern bangen, die sich herzudrängten, um ihnen die Beute ihrer Kriegsfahrten zu Füßen zu legen, und gutwillig wieder abzogen, wenn Schwesternhand ihrem Seidenschimmel die geflochtene Mähne mit einer

Immergrünblüte aus dem Nonnengarten geschmückt!

Indessen — der streitbare Kurfürst, dem Sickingen die Fehde angekündigt, hielt das Kloster auf dem Barl nicht für so uneinnehmbar wie die heimlichen Besiegerinnen der Heere; und da er auch seine Kriegskasse aus den Goldgruben der verehrten Wallfahrtsstätte zu füllen gedachte, so sandte er seinen berühmtesten Redner auf die Marienburg, der die Konventsjungfrauen zur freiwilligen Räumung, der zur Landesverteidigung ausersehenen Höhe bestimmen sollte.

Aber der gelehrte Doktor kehrte mit seltsamen Berichten wieder. Es traf sich nämlich, daß in dem Augenblick, als er anlangte, eine endlose Prozession zu der Bergabtei sich hinaufwand, die nicht etwa einem Kirchenfeste galt, sondern einen Huldigungszug darstellte, den Nah und Fern zu ihren klösterlichen Heiligen droben unternahm. In bekränzten Schiffen, zu Roß und pilgernden Fußes kamen sie, und die Berghöhe faßte die Menge der Verehrenden nicht. Als aber das Hochamt begann, das unter freiem Himmel auf der Klosterwiese abgehalten ward, und tausendkehlig das Tedeum erscholl, in das aus rotblühenden Kastanien die Amsel hineinsang, da schien sich nicht mehr eine büßende Christengemeinde unter dem Holzaltar niederzuwerfen, der am Stamme der laubtropfenden Mailinde schwebte, sondern festbekränztes Heiden-

tum wieder unter seinen heiligen Eichen versammelt, von flatternden Zweigen umgrünt, umflossen von Schatten und Lichtern. Und so sehr überwältigte die Bergandacht die schönheitstrunkenen Herzen, daß unter den Beifallsrufen und Tränen des Volkes die Mädchen herbeiströmten, um ihr Blondhaar auf dem Altar Mariens gegen den reinen Schleier der Himmelsbräute zu opfern, also daß der trierische Doktor glaubte, es hänge ein Zauber an dieser Stätte, der aller Rednerkunst spotte — zumal er ihm selbst erlag — und ohne seine Mission auszurichten wie im Traume zurückkehrte.

Doch der eiserne Erzbischof, der sich nicht scheute, um Gnade flehende Bauern mit eigener Hand niederzustoßen, stand von seinem Vorsatze nicht ab. An einem sonnigen Morgen entstieg er am Fuße des Inselklosters seinem goldenen Festschiff, das er nach dem Muster des Bucintoro in Venedig hatte bauen lassen, und ritt mit kleinem Gefolge durch den Buschwald hinauf, um den ganzen Konvent zu einer Lustfahrt auf dem Moselflusse einzuladen; und die nichtsahnenden Himmelsbräute, als sie das herrliche Schiff wie einen schwimmenden Palast drunten am Ufer liegen sahen, ließen sich leicht überreden, unter der geistlichen Flagge einmal schwanenschön auf den Schleifen des Flusses durch die Lande zu ziehen. Sie spürten etwas wie Flügellüften und Tanz in den Zehen und gerieten auf dem

steilen Abstiege in ein trippelndes Laufen, wie eifrige Kinder, die dem beschleunigten Schritt eines Erwachsenen folgen.

Aber bei dem Einsteigen in das Schiff ereignete sich ein Unfall, der über die Siegesfreude des Erzbischofs plötzlich einen Schatten warf. Als er nämlich der Äbtissin beim Überschreiten des teppichbelegten Trittbrettes die rotbehandschuhte Hand reichte, glitt ihm der silberne Äbtissinnenstab, den der dabei ritterlich an sich genommen hatte, in den Fluß und entschwand, was ihn wie eine Warnung anmutete, und wie der Doge von dem Bord des Bucintoro seinen Ring ins Meer warf, ihm die Vermählung der Äbtissin mit diesem Teile des Flusses zu besiegeln schien, so daß er einen Augenblick zögerte, den Befehl zur Abfahrt zu geben. Als er aber die schönen Gefangenen in ihrer weißen Ordenstracht schon erwartungsvoll die rotausgeschlagenen Goldstühle rings um seinen noch leer stehenden Baldachinsessel einnehmen sah, da lachte sein altes Diplomatenherz, und moselabwärts ging die Fahrt: an den fachwerkbunten Winzerdörfern vorüber, die sich so dicht an die Felsen lehnen, daß sie ihre Toten auf der anderen Seite des Flusses zur Ruhe betten müssen; vorüber an den Bettlergestalten groteske Kropfweidensande; an leuchtend-grünen Inselgründen, darauf die Schafe grasen; an rotbesonnten Burgen und durchschlungenen Bergen, dazwischen die Pfade der

Täler gehn. Während nun die weltfremden samtenen Frauenaugen beim Rauschen der Strömung und Flitzen der Schwalben noch in frommer Zärtlichkeit an den vorübergleitenden Bildern hingen, lag das bewimpelte Schiff auf einmal vor Anker, und die Schwestern erwachten erst aus ihrem Traume, als sie von den Mauern des Gartens sich umschlossen sahen, über dessen wellenbespülte Treppe sie unversehens in die geöffnete Gittertür eingetreten waren. Sie befanden sich für immer — im Kloster Stubben.

Freilich sollte sich der Erzbischof des gelungenen Anschlags nicht lange freuen. Schon als er die Gartenpforte zu Stubben schloß, und die edelgestalteten Geschöpfe sich im ersten Schrecken wie ein Schwalbengedränge um seine Brust warfen, da wurde ihm trotz des Harnischs, den er unter dem Priestergewand zu tragen pflegte, vor den vielen nahen Augen und duftigen Händen so bange, daß er eilends durch den Türspalt entwich. Als er sich nun aber anschickte, auf der Marienburg die Feste anzulegen, um derentwillen er das Kloster ausgehoben hatte, da mußte er zu seinem Zorn die uneingestandene Ahnung bestätigt finden, daß allein die Klosterfrauen auf dem Gipfel den Marsch der Kriegsscharen hergelenkt hatten, und jetzo kein Heereszug mehr um die entzauberte Höhe sich kümmerte. Selbst die Andacht zog sich von dem Berge zurück, und anstatt dem kurfürstlichen Kriegsturm die erhofften

Ernten klingender Wallfahrtsopfer zuzuführen, nahm die Hochburg der Schönheit auf der himmlischen Höhe ein so klägliches Ende, daß der Eremitenbruder, der noch droben weilte, zuletzt einen Schinken bei dem Heiligenbild aufhängte, um die Pilger zu einem gleichen, bescheidenen Opfer anzulocken. Doch führte der Weg keinen Pilger mehr herauf. . . .

Drunten in dem Uferwalde aber, wo der silberne Äbtissinnenstab auf dem Wellengrunde lag, erwachte unterdessen ein seltsames Leben. Die frommen Töchter des Berges waren auf Nimmerwiedersehen davongefahren, eingeschlossen in das Kloster, wohin der hl. Bernhard einst die Nachtigallen mit ihren betörenden Lockrufen verbannt hatte. Es dauerte aber nicht lange, da zeigte es sich eines Tages, daß fremde Nachtigallen sich in den buschigen Verstecken um den Fuß der verfallenden Marienburg angesiedelt hatten; und wenn ihr schluchzender Gesang den dunklen Uferwald erfüllte und der Mond seine goldene Brücke über das flüsternde Wasser spannte, da lenkte die Erinnerung an den unvergessenen Bergeszauber heimliche Nachen drüben in die schilfverwachsenen Buchten, nur von einer einzelnen Gestalt geführt, deren suchende Schritte bald durch das Waldlaub rauschten und den steinigen Abhang umklommen, daß man das Rieseln des Gerölls bei der mitternächtigen Stille am jenseitigen Ufer vernahm. Ja der Türmer, der

von der schmalsten Stelle des Bergesgrates hinabblickt, wollte eines Nachts, als der Mond plötzlich durch die Wolken brach, gesehen haben, wie ein Nachen, in dem nur ein abgelegtes Gewand zurückgelassen war, auf der einen Seite der Bergesinsel flußabwärts trieb, während auf der anderen Seite ein ritterlicher Jüngling und eine behende Mädchengestalt eilig in die Weite ruderten. Und immer wieder ging die Kunde von Mund zu Mund, wie bald hier, bald dort ein beglückter Sohn des Landes mit einem feenfeinen Weibe heimgekehrt sei, über dessen Herkunft der Schleier tiefen Geheimnisses schwebte... Und die Nachen fuhren und fuhren. . . .

Als aber der Erzbischof nach einer Weile das Kloster Stubben visitieren wollte, da fand er die Abtei, auf deren berühmten Reliquiar die Worte standen „Keine Schönheit hatte der, der am Kreuze gehangen", zu seinem Schrecken leer und verwaist.

Er suchte zwar aus der Not eine Tugend zu machen, um sich vor der Christenheit noch den Ruf zu retten, daß er der Welt ihre sündhaften Abgötter genommen habe, und ließ sich auf einer lauten Bildertafel als einen heiligen Eiferer malen, der die Götzin Venus an eiserner Kette hinabschleppt von ihrem Berge. . . .

Aber die Nachen fahren und fahren. . . .

## Müller Heibel

Es ist nicht germanische Wanderlust, wenn ein Westerwälder sein Heimatdorf verläßt. Jaigende Schneestürme tragen die Schuld, wenn auf den kahlen Binsenheiden Abteien verödet sind. Um die eisstarrenden Kittel aufzutauen in der Sonne des Tals, haben die Einsiedlerbauern in dem Winternebel des Wacholderhochlands die bemoosten Strohhütten den Regenwinden überlassen und ihr Kinderwägelchen an die Sonne gerettet. Mensch und Mensch ringen hier nicht; nur den Elementen weichen sie.

Es war auch kein Lebender, der in dem Dorfe Steinborn ein ganzes Geschlecht vertrieben. Ein Toter tat, was der Lebende nicht zu vollbringen vermochte, obwohl er Ehre und Glück des Hauses, Vieh und Felder vernichtete. Aber nachdem er gestorben war, wich der fletschende Mohr mit den rollenden Augen nicht mehr von ihren Fenstern. Erst kam er nur nachts: Wenn beim Auskleiden ihr Blick in den kleinen, halbblinden Spiegel fiel, so sah er über ihre Schulter mit hinein. Wenn der Laden auf- und zuschlug

im nächtlichen Gewittersturm, so stand er hinter dem geschlossenen Flügel. Aber dann erschien er auch am Tage: Wenn sie Reisig sammelten im Wald, schlich er hinter den Stämmen. Wenn das hohe Korn wogte, tauchte er dahinter auf und duckte sich wieder. Erst mieden sie Keller und Speicher; bald gingen sie nicht mehr in den Stall; und schließlich standen sie vor der Haustüre und wagten nicht mehr einzutreten. Mit leeren Händen rannten sie ins Weite, das Gesicht verbergend vor dem Verfolger, der im wehenden Flammenmantel ihnen nachflog.

Wenig kennt das Volk sonst die Scheu vor dem Tode. Schon mancher, der zum Trauerbesuche in das Sterbehaus kam, hat der Witwe lange harmlos auf der Banktruhe gegenüber gesessen, um auf seinen Wunsch, den Verstorbenen noch einmal zu sehen, schließlich die Anwort zu erhalten, er möge nur den Deckel der Truhe aufheben, die ihm zum Sitze gedient. — Auch fällt ihnen nichts darüber ein, Bett an Bett mit dem Toten zu schlafen, wie sie es mit dem Lebenden getan.

Aber als sie von dem Tode des Müllers Heibel in Steinborn vernahmen, da hat der Tote es zustande gebracht, daß sie seinetwegen das Backhaus schlossen, in dem er gestorben war, und den Kuchen nicht aßen, der schon für die Kirchweih gebacken war, und schließlich verlangten, daß das ganze Backhaus in Brand gesteckt werde. Freilich

fehlten nicht die Helden, die lachten, Zwetschenkuchen müsse sein und es dürften noch vier Leichen im Backhaus liegen und da schmecke ihnen der Zwetschenkuchen immer noch.

Es war nämlich ein so reiches Erntejahr, daß man in Kuchen schwelgen konnte. Geschlossen wie graue Bastionen standen die Kartoffelsäcke bis unter den blauen Himmel die Felderterrassen hinauf, daß die großen, pelzigen Bärenraupen auf den Straßen verzweifelt herüber und hinüber eilten; und die unzufriedenen Bauern über nichts anderes klagen konnten, als daß sie nicht einmal kleine Kartoffeln zum Schweinefüttern hätten. Wie Trauerweiden waren die Birnbäume gebogen, und die schräggewehten Apfelbäume mit ihren rotbäckigen Kugeln waren wie hochgetürmte Fruchtkörbe. Kaum nagten die Hasen noch an, was auf die Stoppeln fiel, in die goldgelben Wucherblumen.

Aber nicht etwa deshalb wollten sie das Backhaus schließen, weil sie vor der asketischen Majestät des Todes zu schwelgen sich schämten; auch nicht deshalb, weil der Müller Hungers gestorben war, obwohl der alte Birnbaum vor dem Fenster fast die Scheiben eingedrückt und ihm die Birnen in den Mund gehalten hätte. Sondern es war das Grauen vor dem fletschenden Mohr, der die weißen Augen rollend da oben im Backhause lag, die angeketteten Hände ballend über ihren Kirchweihfreuden, über ihrem Backstubengeschmack — von keinem geahnt!

Gewalten schlafen in allen Dingen; im einen entfesselt sie das Leben, im andern entfesselt sie der Tod.

Wem glänzen die mattäugigen Milchopale in den Eisbergen der Polarnacht? Wie sollte im Bauerndorfe einer sein, der das Sinnbild sähe in dem unscheinbaren Dasein eines Mahlmüllers!

Es wunderte keinen, daß das Mühlrad immer schläfriger ging und eines Tages gänzlich stille stand. Längst hatte Heibel gesehen, wie das schwarze Waldungeheuer geduckt hinter dem Horizont hervorschaute und seine Arme breit ausgespannt um die Kornfelder legte: „Mein wird alles." „Alles verkauft, alles verkauft!" schallte ihm entgegen von jeder Scheunentenne, und es war ihm, als sausten alle Dreschflegel höhnend auf seinen Rücken herab. Manches säckebeladene Kuhfuhrwerk begleitete er, die Hand am Leiterbaum, bergauf bergab bis an den Rhein hinunter, in beständiger Unterhandlung mit dem unerweichlichen Kornbauern. Aber da wartete schon der Schleppzug im Strom, und auf schwankendem Brett trugen die Lastträger Sack nach Sack hinunter in den Bauch der aufgedeckten Kähne.

Da stand er denn und sah die schwarzrauchenden Schleppdampfer langsam wie Leichenzüge stromaufwärts ziehen, mit der goldenen Ernte des Landes, die sie den großen Getreidespeichern der schornsteinstarrenden Riesenstadt zuführten, in weiter Ferne. Wie in einem Fabel-

wald regte sichs dort in der Eisenwildnis der Maschinen, die das Getreide mit ihren Tierrüsseln aus den Schiffen hinaufsaugten und es von Eisenhand zu Eisenhand, ohne daß ein Mensch sich in die gespensterhafte Arbeit der tätigen Gewalten einmischte, weiterreichten, bis das weiße Mehl sich leise in die Säcke des Bäckers gefüllt.

Was sollte das Mühlrad noch laufen? Damit er den Schlaf wieder finde? Denn seit es nicht mehr Tag und Nacht seine ewige Melodie rauschte, wachten die Kinder nachts von der Totenstille auf, und Müller und Müllerin wälzten sich schlaflos auf dem Lager. Einmal war er aufgestanden und hatte die Schulter an das Rad gelegt, um es in Gang zu setzen; stundenlang ging er es drehend und drehend auf derselben Stelle, bis der Morgen dämmerte und er sah, daß auch der Mühlbach am Versiegen war! Die scheltende Frau und die schreienden Kinder hatte er in Schlummer gelullt. Da legte er eine Kette an das Rad, hängte ein Schloß davor und schlich sich davon, aus dem schlafenden Haus.

Wettern und Fluchen würde das Erwachen sein, wie es immer gewesen. Aber er brauchte nun nicht mehr ins Mühlenhaus zu flüchten, daß Kammradgepolter, Gerüttel und Schaufelgeplätscher ihm die Ohren verstopften gegen die bösen Worte der Frau, die sich in dem Lärm und Gestampf vergebens heiser schrie.

Er erinnerte sich eines Bruders, für den er

in besseren Tagen gutgesprochen und tief in den Beutel gegriffen. Im Nistertale betrieb er ein bescheidenes Sägewerk. Dahin richtete er seinen Weg.

Blaugetaut grauten die Schlehenhecken. Die Scheibe der Sonnenblumen drehte sich langsam dem Osten zu. Pfirsichrot färbte sichs am fernen Rand. Er trat in menschenleere Wälder; trat aus dem Wald auf menschenleere Äcker und Wiesen. Nur eine Rebhuhnkette ging manchmal girrend vor ihm auf; er war jetzt wie das Wild in den Furchen. Brombeeren der Heide und Falläpfel der Stoppelfelder waren seine Reisekost.

Ein Gläubiger ist nirgends willkommen. Aber er fuhr nun auf weichen Waldwegen, in denen die Klauen der Schafherden eingedrückt waren, auf die wurzelscheiben- und weidenröschenbestandenen Baumschläge, schleifte gesteigerte Eichenstämme in die Säge, schlug die Balken kantig und setzte die geschnittenen Bretter in der Form der riesigen Baumrümpfe auf den rindenbeschälten Zimmerplatz. Gegen Obdach und Brot! Bis ihn eines Tages der Wunsch überkam, Frau und Kindern wieder einmal eine Barschaft unter den Christbaum zu legen. Da sagte ihm der Holzhändler, daß er Mäuler genug zu stopfen hätte.

„Adieu!" ... Da stand er denn in wegloser Schneenacht. Daß derjenige ihn vertrieb, der eigentlich bei ihm im Brote stand, und daß er hätte gebieten können, wo er gebeten hatte, der

Gedanke kam ihm nicht. Er spie nur aus vor dem Wort eines Bruders; und als wenn Weib und Kind durch das Wort bedroht wären, zog ihn ein hegendes Mitleid nach seiner Mühle zurück. Es war eine beschwerliche Wanderung auf Straßen, die der Wind hier blank gefegt, dort unter Schneedünen verschüttet, in denen er bis zur Hüfte einbrach. Er mußte über Heiden, wo Krähenfüße und von Füchsen abgenagte Gerippe die einzige Spur des Lebens waren; und je näher er mit rauhreifbeschlagenem Halstuch und vereisten Tränen der Heimatgegend kam, um so weniger verstand er, wie er die Frau mit leeren Taschen davon überzeugen wollen, daß er für sie und sein Haus den Holzknecht gespielt. Vom Geschirrschuppen aus wollte er sich im Mondschein heranschleichen und ins Fenster sehen. Aber auf den Wiesen stand das Schaleis unter dem Schnee und von welcher Seite er sich auch anzupürschen versuchte, immer wieder brach der tastende Fuß polternd ein, daß er nicht vor noch zurück konnte ohne Klirren und Krachen. Da sprang er endlich mit großen Sätzen durch den Schaleisgrund, der ihn von der Mühle trennte, naßgejagt von dem Donnergepolter, das er verursachte. ... Wer rührte sich da, in Säcke eingewickelt, in dem Schuppen?

„Wer ich sein? Ich sein der jetzig Miller!" gab ihm der alte Fechtbruder zur Antwort.

„Worin ich nit drin in der Mill schloofe? ... Die Ratte wolle doch aach e Plätzche hon."

Ins Dorf hinein gezogen! Die Mühle verlassen! Die Frau ging auf den Hausierhandel und die Söhne auf die Schicht ... Nur die leeren Mehlsäcke hätten sie mitgenommen, um sie mit Marken zu füllen — erzählte der Vagabund — denn ihr Geld hätte der Müller all klein gemahlen.

Tot für sie! Kein „Schreiwes“ des Bürgermeisters mehr war gekommen. Hart und kurz hatten sie das Band gelöst — mit ihm und der Mühle. Zu den Ratten und Landstreichern hinab! — so fühlte er die Fußtritte. Zu den Ratten und Landstreichern hinunter! Von dem Dachrande fielen die Eiszapfen im Mond und zerspritzten wie Tränen . . .

Für wen sollte er nun noch arbeiten! Brauchte er jetzt mehr, als dieser alte Narr, der sich für seinen Nachfolger ausgab!

Er folgte seinem Beispiel. Im Sommer schlief er auf schrägen Feldern, wo die Baumgrille vom nahen Waldstück singt, in den Kornhaufen; im Winter unter dem Bretterzelt der Steinbrüche, in dem sich die Kipper vor Wind und Regen schützen, oder im Stroh einer Bauernscheune. Aber die Einsamkeit jagte ihn schließlich in die Städte. Heute war er Fuhrmann; morgen Speislanger in den Neubauten; übermorgen Sackschlepper am Hafenkai. Zuletzt war er Plakatsteher für ein Tingeltangel. Da konnte er das alte Herrentum nicht länger niederkämpfen, legte die große Programmtafel plötzlich mitten

auf die Straße und ging davon — seitdem in dem Rufe eines unverträglichen, hartköpfigen Gesellen, der sogar das Schnapsglas zurückwies, das ihm ein Arbeitskollege hinhielt. Er verkam nicht, erhob sich aber auch nicht mehr. Das Menschengewühl, in das er geflohen war, peinigte ihn allmählich. Das Straßenpflaster, aus dem blauen Basalt seiner westerwälder Säulenbrüche gefügt, brannte ihm unter den Sohlen. Sehnlich zog es ihn zu dem rheinischen Kloster, in dem seine Schwester sich befand als eine der armen Dienstmägde Christi.

Es war neblig und naß, sein Hut durchweicht, seine Kleider dunsteten und in die zerrissenen Schuhe quetschte sich die glitschige Erde. Aber er wanderte und wanderte in der tiefen Streu des Herbstlaubes dahin und hörte immer nur das Glöckchen in jenem stillen Seitental und die sanft auf ihn einredende Stimme einer gütigen Nonne.

Zaghaft behielt er die Türklinke in der Hand und fragte, ob er hereinkommen dürfe.

Warum denn nicht!

Er fühlte, daß er kaum stehen konnte und fragte, ob er etwas zu essen erbitten dürfe.

Warum denn nicht!

Sein kurzes Haar war grau geworden, wie es früher vom Mehlstaube gewesen war. Oft mußte er den gefüllten Löffel wieder in den Teller sinken lassen, so plagten ihn Armreißen und Husten. Die Schwester meinte, daß er es wohl von dem

vielen Mehlstaube, den er geschluckt, noch auf der Brust habe, und an seiner Gicht die kalte Mühle schuld sei.

„Du hast es gut“ wiederholte er nur immer.

Sie mochte daran denken, daß er sie einst zum Eintritt in das Kloster ausgestattet und fragte, ob sie irgend etwas für ihn tun könne.

Lange schaute er sie mit seinen erloschenen Augen an; lange, als wolle er, ehe der Wunsch ausgesprochen, in dem Angesichte lesen, wie das Wort sich darin malen werde, und den Blick auf die strenge Nonnenhaube geheftet, sagte er: sie solle ihm helfen daß er wieder mit der Frau übereinskomme. Da stieg Röte in die Wangen der Schwester und sie erhob sich und sagte in feierlichem Schmerz: sie hätte ihn lieber tot gesehen, als verheiratet mit einer Irrgläubigen; jetzt erführe er die Strafe des Herrn.

Seine Schultern sanken. Steif und schwer fielen die Hände auf seinen Schoß. So saß er stundenlang mit verglasten Augen und die Schwester, die ratlos ihre Nachbarin hinzugerufen hatte, vermochte ihn nicht aus der Starre zu rütteln.

Endlich sah er sie wie aus dem Schlafe erwachend an und sagte mit warnendem Finger: „Du tust ihr nichts, sag ich dir! Du tust ihr nichts!“

Sie halfen ihm am Arme aufzustehen und rieten ihm heimzukehren.

In der Türe wandte er sich noch einmal zurück und erhob den Finger.

„Nein, nein, ich tue ihr nichts“ sagte die Schwester wie man zu einem Irren redet.

Weit kam er nicht. Wie ein Seestern liegt ein Wald über den Rücken der Felder, und wo der eine Zacken sich am längsten ins Tal hinabstreckt, vergrub er sich in die strengduftende Blätterstreu, die der Wind hinter den von den Äckern zusammengetragenen Quarzkieseln hoch aufgehäuft hatte, und schlief ein. Zwei Tage lang lag er in totenähnlichem Schlaf, aus dem er auf seltsame Weise erwachte. Rehe fraßen ihn aus dem Laubhügel heraus, den die liegende Gestalt aufwölbte, und er lag geduldig und merkte, wie sie ihm aus den Händen fraßen und über der Brust, während der Blick dunkle Wunderländer gewahrte, die hoch am Himmel in langen Inseln sich hindehnten — die Waldkämme auf dem fallenden Morgennebel. Er ruhte in einem herrlichen Grab; mit offenen Augen; leicht war ihm die Erde; die Welt lag hinter ihm und über ihm verschwammen die Grenzen der Ferne. . . .

Lange dauerte es, bis er seine Wanderung fortsetzte. Qualmende Kartoffelfeuer kamen; pflügende Gespanne und wintersaatstreuende Bauern, die wie Schemen in den Wolkenschleiern der rauchenden Schollen dahinschritten, und er glaubte noch immer außerhalb der Welt zu sein und zog ohne Antwort entlang, wenn die Begegnenden ihm die Zeit boten. Wie das alles vorüber und hinter ihn glitt! Eins nach dem andern.

Das war die Mühle; das waren die Nachbarn, die Kunden, die Frau, die Kinder, Bruder und Schwester! Und war das nicht Christian Heibel selbst, was da Stück für Stück von ihm abglitt? Und unter den letzten deckenden Fetzen schwankte schon der Geist der Verlassenheit daher, der nur noch einmal an die Türen pochen ging, hinter denen er zu Hause gewesen, als er noch nicht aufgehört hatte, ein Mensch zu sein?

Den Hut von Altweibersommer umsponnen und den Rock noch behangen mit den Blättern seines Waldlagers, trat er in die Tür des kleinen Häuschens, in das die Frau eingezogen war, grüßte nach gleichgültiger Bauernart, als hätte er vor einer Stunde erst das Zimmer verlassen, und ließ sich müde auf den Holzstuhl sinken. Die Frau, die mit den Söhnen und Mädchen beim Essen saß, stand auf, schlug die Schürze vors Gesicht und weinte, und sofort erhoben sich auch die Söhne vom Tisch, stellten sich vor ihn hin und überschütteten ihn mit Scheltworten, nannten ihn Vagabund, Strolch und einen Tagdieb, der sie und ihre Mutter belogen und betrogen und alles verfressen und versoffen habe. Als sie sich solchermaßen von Anwälten in Schutz genommen sah, weinte sich die Mutter immer zorniger in Selbstbemitleidung hinein, drängte die Söhne schließlich weg und ergriff selbst das Wort: Gegen andere Leute hätte er großartig sein können; den Studenten-Müller hätte er sich nennen lassen und

seine Geschwister zu Pfarrern, Schulmeistern und Nonnen gemacht; für jeden Lump hätte er gutgesprochen und nicht einmal sein Erbteil von der Spitzbubengesellschaft herausverlangt! Was er jetzt davon habe? Ob ihm der Herr Pfarrer ein Stühlchen im Himmel dafür ausgemacht hätte? Ob ihm der Sägebock im Nistertal vielleicht eine neue Mühle hinstelle? Sie hätte sich abschinden können wie ein Vieh! Am Tage sei sie mit der Kietze auf dem Rücken gegangen und nachts mit dem Eimer im Haus herum gezogen. Die Haare gingen ihr aus und ihre Beine könnten nicht mehr fort. Und jetzt, wo sie das Schwerste hinter sich habe, käme er und glaube, daß sie ihn Faulenzer, der alles die Bach hinuntergejagt, miternähren werde? An ihrem Haus und an ihren Kindern habe er keinen Teil. Wenn er Brot mit ihnen essen wolle, solle er mit arbeiten....

Er saß auf seinem Stuhle, als wenn die Rede nicht an ihn gerichtet wäre, und beobachtete nur die Kinder der Reihe nach, die aber herumstanden und die Worte der Mutter mit Kopfnicken begleiteten. Da richtete er sich auf, blieb stehen, als wenn er ihnen allen noch etwas sagen wolle, zuckte aber dann mit so hilfloser Gebärde die Achsel, daß das jüngste Mädchen sich furchtsam der Mutter an den Arm klammerte, und ging ohne ein Wort von dannen. Das Kind wollte nachgehen, doch zog die Mutter es strafend zurück und schloß die Türe zu.

Als wenn ihn eine Art Redlichkeitssinn antriebe, nun auch den äußeren Zustand für die gänzliche innere Vereinsamung herzustellen, damit das Schicksal um nichts betrogen werde, klopfte er bei dem Bürgermeister an und bat, die Gemeindearmenstube, die verstaubte oben im Backhaus liegende Kammer, in der eine Bettstelle mit einem Strohsack und ein Bretterstuhl Platz hatten, ihm als Schlafstätte zu überlassen. Und obwohl das Ortsoberhaupt oftmals über die „Kräm“ geflucht hatte, die man mit der ganzen Familie habe, und auch über die Müller, die alle einen zuviel hätten, sah er ihn inteuerlich über die Brille an und legte ihm den Schlüssel endlich mit einem „In Gottes Namen“ zögernd in die Hand.

Nicht zehn Zwetschenbäumchen weit entfernt von dem Hause, das sich ihm verschlossen, lag er nun da oben manche Nacht und auch manchen Tag, wenn er nicht fähig war, sich vom Strohsack zu erheben; lag über dem ewigen Ein und Aus der Männer und Weiber, wo das Reisig in der Flamme nicht erlischt und die Heimchenmelodie nicht stille wird, mitten unter ihnen und dennoch so verschollen, daß keiner über sich deutete und fragte, ob er da oben ausruhe oder draußen umherirre von Tongrube zu Tongrube, in den Schwemmsteinlagern oder den Obstkrautfabriken des Rheins, um durch Handlangerdienste sich weiterzufristen. Nachdem man ihn wochenlang

nicht gesehen, tauchte er zuweilen abends auf, um morgens wieder auf Wochen zu verschwinden. Manche wollten zwar wissen, daß er sich von keinem Arbeitsherrn mehr wolle was sagen lassen; daß er sogar mit seiner geistlichen Verwandtschaft, an deren Armentischen er reihum Kostgänger gewesen, nicht mehr gutleut sei; und so erklärten sie es sich, daß er sich von Zeit zu Zeit wieder im Dorfe blicken ließ. Denn wenn sie ihm zuweilen eine Tasse Kaffee im Felde reichten, so schluckte er sie aus, daß er hinter den Atem kam.

So war fast ein Jahr vergangen. Orange leuchteten die Vogelbeeren an den Straßen; Hammeldeinchenduft lag überm Land; und überall schlugen sie mit Stangen in die äpfel- und blätterregnenden Bäume. Froh sollte diesmal die Kirmes begangen werden. Schon kam die Jugend abends zusammen und reihte ausgeblasene Eier, rotgefärbt und weiß, die sie das ganze Jahr über gesammelt hatten, zu lustigen, leichten Ketten auf, die als Festons den Tanzboden umwinden sollten und den laubigen Balkon, den der Zimmermann hoch in den mächtigen Ästen der alten Dorfkastanien aufzuschlagen sich erboten hatte. Aber aus den Brettern, die den Boden der phantastischen Weinlaube geben sollten, mußte er einen — Sarg machen.

Als er nämlich auf die Kastanie geklettert war, die ihr Laub an die Scheiben des Backhausfensters anlegt, ließ er sich plötzlich wie ein

Sack herabfallen und behauptete, als er wieder zu sich gekommen war, daß eine giftige Wolke in dem Baume hänge, die ihn betäubt habe. Da erinnerte sich der Bürgermeister, daß ein Reisender, der unlängst vor den Weiberleuten in der Backhaustür sein Musterköfferchen ausgebreitet, sich die Nase zugehalten und gescherzt hatte, das Hotel sei auch nicht ersten Ranges. Damals hatten sie über den guten Witz gelacht. Denn keinem Bauern kommt der Gedanke, daß an seinen Einrichtungen im Ernst etwas zu tadeln sei. Aber nun bekam die Sache plötzlich ein anderes Gesicht und obwohl es schon stark dämmerte, steckte sich der Bürgermeister den Schlüssel ein und begab sich in das Backhaus.

Die Heimchen zirpten in der Stille, und über sich vernahm er keinen Laut. Nach frischem Brot und Holzbrand duftete es wie immer . . . Aber indem er die Luft einschnuppernd ein paarmal auf und abging, merkte er zu seinem Schrecken, wie die grauenvolle Süßlichkeit der Gräber in dieses Haus des Lebens leise, aber unaufhaltsam eindrang. Wie aber fuhr es ihm in die Glieder, als er die Tür zu der Stiege öffnete, die hinaufführte bis an die verschlossene Tür der Armenstube. Zwei Leichensteine, wie sie von alten Gräbern entfernt werden, standen im Halbdunkel einzeln die Treppenstufen hinauf! Und als er in der ekeln Pestsüße des Gangs mit trocknem Gaumen nach der verschlossenen Tür lauschte, da war

ihm, als wenn er ein Gewühl und Gewimmel darin arbeiten hörte, gleich dem dumpfen Rauschen eines Bienenstocks.

Die Schweißtropfen standen ihm noch auf der Stirn, als er ins Freie trat; und das grausige Mahlen im Ohr ging mit ihm nach Haus und erfüllte seine Dienststube, wie das Geräusch der käuenden Kühe auf dem warmen Dunst des stillen Stalles schwebt. . . .

Wütend wehrte er mit den Händen ab, als die Bürgermeisterin hereinkam und ihm zuzwinkerte, die Müllerschen stehe draußen.

Er wolle nichts wissen, sagte er mit zugehaltenen Ohren. Die Müllerschen sage nämlich, es habe ihr schon zwei Nächte Einer ans Fenster geklopft und als sie den Laden geöffnet, sei nichts zu sehen und zu hören gewesen und da wolle sie mal bei ihm spekulieren, ob der Heibel am Ende im Orte sei.

„Do hätt se sich ehnder nooch erkundiche solle, sächste!“

Aber so sehr er sich den Kopf kratzte und stöhnte — länger als bis zum nächsten Morgen ließ sich der schwere Gang nicht verschieben. Nach umständlicher Beratschlagung mit dem Gemeindediener begaben sich die beiden in das Backhaus, schlossen die Tür von innen, banden sich zu ihrem Schutze zwei Fastnachtsmasken vor, in die sie branntweingetränkte Lappen eingelegt hatten, stiegen an den Grabsteinen vorbei die

Treppe hinauf und schlossen die Tür der Armenstube auf . . . Hatte sich da noch einer maskiert und das Fastnachtsgesicht eines grinsenden Mohren aufgesetzt, der kettenrasselnd dalag und ihnen die schwarzen Finger gekrallt entgegenhielt? Unwillkürlich nahmen sie, ihren Augen nicht trauend, die falschen Gesichter herunter — aber das schwarze Antlitz ihnen gegenüber war echt und rief mit pestaushauchendem Mund, daß sie zurücktaumelten: „Seht ihr es jetzt endlich, wie verlassen ich war!"

Und kaum hatten sie von der Türschwelle aus mit der Stange, die sie mitgebracht, das Fenster aufgestoßen, als ein lichtscheues Larvengesindel in beleidigtem Gewimmel sich zischend abfallen ließ, wo es in weißen Klumpen gesessen und in dämonenhaftem Unwillen in geheimnisvolle Schlupfwinkel verschwand. Da stürzten die Männer vor dem Toten davon, der nun auf einmal mit dunklen Augenhöhlen dalag, ohne die Tür hinter sich zuzuziehen. . . .

Und hinter ihnen mit schritt das Entsetzen in das Dorf und quälte die Menschen mit der Frage: Wie lange haben wir unter dem Kirchhof und den Grabsteinen unser Brot gebacken!

Und bald gab es grausige Antwort auf die Frage. Wochen war es her gewesen, da war der Müller eines Abends in die Wohnung der Frau eingetreten, knöpfte den Kragen ab, legte den Rock neben sich und begann sich die Schuhe aus-

zuziehen, so daß die Kinder ihm wie einem Verrückten zusahen. Aber die Mutter ergriff Rock und Kragen wieder und hielt sie ihm mit befehlshaberischem „Adieu" in die geöffnete Tür.

Und der zu sterben gekommen war, mußte sich weiterschleppen ... In derselben Nacht aber war die alte Leyenpetersch von einem Gepolter wach geworden, das sich anhörte, als wenn zwei Kreuze vom Kirchhof fortgegangen, über die Straße hinüber und eine hölzerne Treppe hinauf gestapft wären. Das waren die Kreuze, die der Müller beim Hinaufschleppen auf der Treppe verloren hatte. Denn als er auf dem Kirchhof auch die Grabhügel der Eltern nicht mehr sah, auf denen er sich zuletzt hatte sterben legen wollen, da nahm er die weggeräumten Kreuze, die er im Schutt alter Mooskränze an der Mauer fand, noch zur Gesellschaft auf dem letzten Wege mit. Aber auch die blieben auf der Treppe zurück und keiner weiß, was in der Stube geschah, in der er seit jenem Tage gelegen.

Nicht Weib, nicht Kind, kein Bruder, kein Nachbar und kein Freund hatte ihn vermißt — all die Zeit! Und die Heimchen hatten weiter gezirpt und die Flammen weiter gesungen und sie hatten das frische Brot weiter gegessen und Kuchen aus dem Backofen gezogen, so groß wie die Tischplatten, hatten den Kindern Apfelplätze gebacken, in die sich die kleinen Gesichter schleckend vergruben, und nicht gemerkt, daß während all

der Zeit der grinsende Leichnam über ihnen lag, bis in dem ganzen Dorfe — die Aasblume aufging! Das Brot schmeckte darnach, und kein Getränk schwenkte den Geruch hinab. Sie blühte neben den Kissen, auf die sie das Haupt legten. Sie spukten aus und behielten den Geschmack doch in der Kehle. Die Männer steckten die Pfeife in die Brusttaschen, und die Frauen berochen mit verzogenem Munde die Bäckchen der Säuglinge.

So zog der tote Müller einen Kreis um sich, der alle weit von ihm hinwegdrängte und den Zimmermann schon auf der untersten Treppenstufe mit dem Sarge umzukehren zwang.

Da schlug nachts die Flamme aus dem Backhause und keiner löschte sie.

In allen Nachbarorten ringsumher standen sie im Dunkel und schauten nach dem roten Feuerschein, der drüben von dem Berge sich hoch in die Nacht erhob.

Als die ersten Spritzen kamen, die keine Sturmglocke herbeigerufen, fanden sie nur noch zwei Grabkreuze angeschwärzt in der Asche stehen.

Aus der Flamme aber war ein Schatten gestiegen; der fuhr dämonenhaft übers Land.

## Das gerettete Deutschland

In allen vier rheinischen Kurgebieten vernehmbar, schmetterte wieder der Tubastoß von dem runden Wachtturm zu Rhense- nach Lahnstein hinüber, nach Kapellen hinab, nach Rhense hinein und nach Braubach hinauf. Viermal wurde die Wappentrompete blitzend nach den Burgen gedreht, auf deren Zinnen mit dem Einzug der Wahlherrn die Hausflaggen hochgegangen waren, die nun bunt in den blauen Augusthimmel wehten.

Eher hatte der Hirt der Christenheit keine Ruhe gegeben.

König Ludwig hatte sich nämlich unterstanden, den durch die zwiespältige Königswahl gestörten Reichsfrieden ganz einfach dadurch wiederherzustellen, daß er nach der Burg Trausnitz ritt, wo der besiegte Gegenkönig gefangen saß, und unter Überspringung aller irdischen Instanzen mit seinem Feinde den Bruderkuß tauschte. Diese unbotmäßige Frömmigkeit sollte das Kirchenoberhaupt, von dem die überspannten Vasallen das Königsamt doch zu Lehen trugen, dulden!

Je mehr er aber ahnen mochte, daß es Mächte gab, die seiner Berechnungen spotteten, um so höher schwoll dem Schuhflickersohn aus Cahors der Haß gegen diese empfindsamen Deutschen überhaupt, die mit der Kleinenkindermoral und plumpen Buchstabentreue ihres Christenglaubens einen politischen Kopf zur Verzweiflung bringen konnten; und er sah, daß sein Gottesstaat nicht anders zu verwirklichen sei, als wenn er den Purpur Karls des Großen ganz von den Schultern Deutschlands hinwegnehme und sein geliebtes Frankreich damit bekleide, das ihm dann den Steigbügel halten sollte zur Oberherrschaft über den Erdkreis.

Wie ein reißender Wolf ging er ans Werk. Sofort wurde die Bannbulle und das Absetzungsmanifest an die Türe der Kathedrale zu Avignon geschlagen und über das unschuldige Deutschland das furchtbare Interdikt verhängt, das alle Kirchen im Lande schloß und selbst den Sterbenden den letzten Trost versagte.

Der gewaltige Schlag war freilich — ein Schlag ins Wasser. Erzbischof Balduin von Trier, der weiseste unter den Wahlfürsten, der sofort durchschaute, daß es um Deutschland ging, weigerte sich die Reichsentsetzung in seinem Erzstifte zu veröffentlichen; die Rechtsgelehrten wiesen die Übergriffe des Pontifex gegen das Königtum in geharnischten Schriften zurück; und die rebellischen Städte stellten die feiernden

Pfaffen vor die Wahl: Singen oder aus der Stadt springen!

Aber entschlossen, Himmel und Erde zur Durchführung seines Zieles in Bewegung zu setzen, holte der Träger des Fischerrings zum zweiten Schlage aus. In alle Himmelsgegenden sprengten seine Boten und geheimen Stafetten, um die deutsche Ritterschaft nach Bar sur Aube zu einer großen Versammlung zu laden, und gaben siegelbehangene Empfehlungsschreiben ab, in denen jene Gnaden, Freiungen, Zölle, Turnosen und sonstigen „Handsalben" verbrieft waren, durch die die Königsmacherei den ritterlichen Unternehmern allmählich selbst kleine Königsthrone erbaute. Auf sammetbekleideten Tribünen wartete die glänzende Ritterschaft des Capetingers auf die deutschen Fürsten, die dem französischen König die deutsche Kaiserkrone antragen sollten — wartete zwei Tage, drei Tage über den Termin hinaus. . . . Niemand erschien!

Da schritt der „Sämann des Unkrauts" zum Äußersten. Eine Breve drohte den Kurfürsten an, daß er als Oberherr der Christenheit selbst einen König auf den Altar erhebe, falls sie nicht unverzüglich zur neuen Kur zusammenträten . . . Das half.

Erzbischof Balduin, dessen Werk es war, daß die Versammlung von Bar eine Versammlung von leeren Sitzen geblieben, schrieb die Vorwahl in dem Baumgarten zu Rhense ohne Widerstand

aus. Ließ es ruhig geschehen, daß der welsche Bewerber mit Banketten, Jagden, Festen und Ritterspielen sich in die Gunst der Fürsten einzuschleichen suchte; ließ ihn ruhig Privilegien, Belehnungen und Stadtfreiheiten ausstreuen; überließ den französischen Agenten, die wie die Heuschrecken in die Reichsgrenzen einfielen, getrost das Feld und zog sich in seine Zelle bei den Karthäusern zurück, um sich zu dem schicksalvollen Augenblicke, wie er immer zu tun pflegte, mit härenem Gewande bekleidet vorzubereiten und im Gebete zu heiligen. Denn nichts anderes stand auf dem Spiele, als ob Deutschland länger Deutschland bleiben oder sein Zepter in die Rumpelkammer der Geschichte geworfen werden und der französische Name hinfort allein über der Welt leuchten solle.

Verklärt von dem Glauben an den Sieg des Guten und die Weisheit alles Geschehens trat er aus der Abgeschiedenheit wieder in die Welt und rührte auch jetzt keinen Finger, nicht einmal um den Böhmen, seinen leichtfertigen Neffen, wiederzugewinnen, den die päpstliche Partei mit allen Listen umgarnte. „Auch für die Vorsehung muß Raum bleiben“ entgegnete er den händeringenden Warnern.

Die ungeheure Menschenmenge, die aus allen Teilen des Reiches am Ufer des Rheins zusammenströmte, zeigte, welchen heißen Kampf man sich diesmal erwartete. Die Liegeplätze der

Reede, wo sich an hohem Maste das Reichspanier aus den Wassern erhob, reichten kaum für die Flotte von Yachten, Prunkbarken und Baldachingondeln, die in der bunten Flaggengala der fürstlichen Hausfarben, Reihe hinter Reihe an den Ankerketten schaukelte; und unter Mövengeschrei und dem Läuten der Schiffssignale legten sich immer neue Flottillen daneben. Das ganze Stromufer aber war in ein Lager von zahllosen Zelten verwandelt, in das beständig neue Reitertrupps mit ihren flatternden Speerfähnchen einritten. Da sah man die kecken Dienstmannen des Böhmenkönigs mit den großen Adlern auf den Kovertüren der Pferde, die Ritterschaft der Erzstifte mit ihren wallenden Federn am Helm, den blaugewappneten Hohenzoller mit seinen nürnbergischen Burgmannen, Janitscharen mit Posaunen und Sattelpauken vor baumlangen Bannerträgern einherreitend, Armbrustschützen in grüner Weidmannstracht und die schweren berittenen Ehrenwachen in ihren scharlachroten Kriegsmänteln, die mit geschultertem Schwert einen finsteren Kordon zogen um die teppichbelegte Tribüne, auf der das Gestühl für die Reichswürdenträger als frei schwebender Altar errichtet war; und ringsumher — um die Schankzelte, die Stände der Waffelbäcker und die Planwagen der fahrenden Leute wogte Troß und Volk unter den Sonnenkringeln der mächtigen Nußbäume.

Das Volk war von Entsetzen gelähmt gewesen, als die Wahlfanfare wieder grell und scharf die gewohnte Stille zerriß, die seit dem päpstlichen Kirchenfluch kein rheinisches Glockengeläut mehr unterbrochen hatte. Was für ein Elend würde jetzt wieder anheben! Seit einem Jahrzehnt hatten die Wirren der Reichsspaltung an dem Mark und Blut des Bürgers gezehrt. Schwert und Brand, Fehde und Aufruhr hatten derart gewütet, daß König Ludwig beim Anblick des verheerten Landes von Erbarmen überwältigt, im Begriffe stand, die Krone freiwillig niederzulegen. Und nun sollten Truppenaushebungen, Gewalttat, Erpressung und Bürgerkrieg von neuem beginnen und den Strom wieder rot färben mit vergossenem Blut! Als die Flaggen auf den vier Kurschlössern in die Höhe flogen, hatten sie in der ersten Wut mit den Fäusten hinübergedroht: „Lump drinnen — Lump draußen! Lump draußen — Lump drinnen!". Aber, so mürbe waren sie geworden, daß sie bald die Parole ausgaben, auf den französischen Karl müsse das Los fallen, da nur so endlich Friede werde, und für sie, wo die Reichsstädte wie eine Ware von Hand zu Hand wanderten, es ohnehin einerlei sei, welchem Herrn sie gehörten.

Der immer auf Abenteuer ausgehende Böhmenkönig, der sich unter das Volk gemischt hatte, triumphierte. Der Mädchenjäger hatte sich in eine braunverbrannte Pfirsichverkäuferin

von römischem Schnitt, wie sie unter der rheinischen Sonne heimisch sind, verliebt und nun einen trefflichen Vorwand gefunden, die schöne Zigeunerin in sein Zelt zu schwatzen, wo die französischen Gesandten die Stimme des Volkes mit eigenen Ohren vernahmen, so daß sie das Spiel schon gewonnen zu haben vermeinten und den edelsten alten Bopparder Hamm auftischen ließen, mit dem sie die freudige Kunde reichlich begossen. Denn die Sommersonne peitschte das Zeltlager mit feurigen Ruten.

Bis dahin hatte der staatskluge Wahlfürst von Trier mit der Aufforderung zur allgemeinen Kur gewartet. Die strengbewachten Zelte, in denen bislang nur Geheimberatungen gepflogen worden, so daß das Lager einer ständigen, in viele Einzeltagungen aufgelösten Ratsversammlung glich, wurden plötzlich geöffnet und die erlauchten Bevollmächtigten mit ihren Advokaten und Geheimschreibern strömten von allen Seiten herbei, um sich zum Wahlgeschäfte zu versammeln.

Aber statt sich zu dem hohen Gestühl zu begeben, wo die Gluthitze des Tages sich trotz des aufgespannten Sonnensegels heiß in die Holzsitze eingebrannt hatte, bewegte sich der feierliche Zug unter Führung des erzstiftischen Ehrenmarschalls nach dem Stromufer hinab, wo der trierische Erzbischof zur Besteigung einer bereitliegenden Barke einlud, die als schwimmendes Konklave vor Wahlbeeinflussung und den Ohren

der Lauscher gleichermaßen schützte. Dieser Vorschlag kam allen willkommen. Denn obwohl die Sonne mittlerweile hinabgesunken war, hatte der Abend doch keine Abkühlung gebracht, als wenn die grünen Beeren in den Weinbergen an einem Tage hätten klar werden sollen. Noch strahlte der Boden Glut aus, die Fische sprangen, die Schwalben netzten sich die Brust in der lauen Flut und jeder lechzte nach der fächelnden Kühle der Wasserfläche, ohne zu ahnen, welche mächtige Stimme der Strom zugunsten Deutschlands in die Wagschale werfen sollte.

So schaukelte der schwimmende Königsstuhl denn schwerbeladen der Mitte des Rheines zu, wo der wohltuende Wasserwind sogleich die Lebensgeister auffrischte und Rede und Gegenrede in ununterbrochenen Fluß brachte, bis sich tiefe Dunkelheit auf die Flut senkte, in der man nur noch die Augenblitze der Redenden und das Blinkfeuer des Weines auffunkeln sah, wenn die französischen Legaten bei einer günstigen Stimme sich wieder die Römer füllten. Aber während sich das Zünglein der Wage mehr und mehr nach ihrer Seite neigte, hatten sich das Ufer entlang die zahllosen Mastenlichter der verankerten Flotte entzündet; Walnußbäume, in deren Mitte sich das Volk gedielte Lauben gezimmert und mit Papiermonden erleuchtet hatte, schimmerten wie gelbdurchsonntes Mailaub drüben in der Nacht; die Klänge der Sackpfeife drangen von der weiden-

versteckten Festwiese her, während am jenseitigen Ufer ein wehmütiger Schiffergesang aus der Ferne antwortete; der Erntemond kam mit seinem Heiligenschein über die schwarzen Berge gestiegen, und warf seine funkelnde Brücke über den Strom, daß mancher der würdigen Herrn unwillkürlich die Hand in das Wasser tauchte und das flüssige Gold im Fahren durch die tropfenden Finger rinnen ließ, verloren in die Musik des Plätscherns und der tanzenden Feuer. . . .

Da richtete sich der Deutschordenskomtur von Koblenz langsam von seinem Sitze auf, wuchs — allein von dem Mondstrahl getroffen — in seinem langen Barte und weißen Rittermantel, als sei der Rheingott an Bord gestiegen, riesenhaft aus dem Dunkel und ergriff das Wort zu einer Rede, bei der es augenblicklich stille ward, wie eine Versammlung verstummt, wenn ein niegehörter Klang, der dennoch allen im Tiefsten vertraut ist, plötzlich in ihre Welt hereindringt. Denn er sprach nicht davon, ob der Papst der Monarch der Monarchen sei oder nicht, Throne umstoßen und aufrichten und von geschworenem Treueid entbinden könne. Sprach nicht davon, ob die Fürsten sich und ihr Land verunglimpften, wenn sie zuließen, daß ein in Avignon residierender Priester den von ihnen gewählten deutschen König absetze, banne und Ketzer nenne! Er sprach auch nicht davon, daß in diesem Augenblick, wo für alle Zeiten über

Deutschlands Freiheit oder Untergang entschieden würde, die Welt den Atem anhielt und auf ihre Antwort warte. Fragte auch nicht darnach, ob er sich mit seiner Rede die Anwartschaft auf den Mainzer Kurhut verscherze. Sondern — er verkündigte ein Wort, das wie Orgeldröhnen von seinen Lippen scholl. Dieses Wort aber hieß: Heimat! Und die dunkelen Wasser klopften geisterhaft an die Bodenplanken des Kahnes, als er es hoch vom Schiffsheck herab in ihre Herzen senkte. Vor den Augen der Schiffsinsassen aber, die dem Heimatevangelium zu seinen Füßen lauschten, taten sich trotz der nächtlichen Finsternis, in der nun Stern nach Stern aufging, die ständig sich verschiebenden Seelandschaften des Rheines auf, die silbernebeligen Felstheater mit den burgenbehelmten Bergesspitzen, die Doppelketten der geschwungenen Rebenflanken, in deren Sättel sich die Saatstreifen des Hinterlandes herunterbiegen, die Möwensande im breiten Strom und die Wildnis der schwimmenden Wälder, der Mondduft verschwiegener Seitentäler und die reichen Siedelungen der sonnigen Vorlande — ihr Fahrzeug miteingeschlossen, in dem sie als ein Stück der Landschaft durch das traumhafte Bild des Stromtals selber dahinglitten. . . .

Und sie begriffen, daß diese Liebe zu allem, was sie umgab, die Liebe zum Vaterlande sei; daß ein Fremdling, der ihre Sprache nicht spreche und mit ihren Wurzeln nicht wurzle im Land,

auch von dieser Liebe nichts in sich trage; und daß mit dem deutschen Reiche, wenn es einem Ausländer überliefert werde, auch jeder einzelne von ihnen aufhöre zu sein, da die Geschichte der Heimat, die sie hier anblickte von Stapelplatz und Feste, Schilfbucht und Volksgewühl, nichts anderes sei, als die Geschichte jedes Kiesels am Wellensaume und jeder Brust, die die Heimatluft atmet. . . .

Die aber wollten sie nicht preisgeben. . . . Plätschernd schwankte die Barke mit den Schweigenden dahin, und selbst Herzog Leopold, des Kaisers unversöhnlicher Feind, dem die abgebrochene Speerspitze in der Seite steckte, saß in seinen grauen Reitermantel geschlagen und fühlte die kühle Nachtluft wie ein heilkräftiges Bad den Schmerz der ewig brennenden Wunde beruhigen. . . . Der reuige Pfalzgraf betrachtete die gewaltige Pyramide seiner trotzigen rheinischen Feste drüben mit neuen Augen und fühlte zum erstenmal, wie sie tief aus diesen Fluten herauswachsend ihm das stolzgeschwollene Herz mitzog. . . . Der verliebte Böhme dachte der Küsse seiner pfirsichfrischen Rhenserin und umschlang das ganze Land in seinem rassigen Kinde. . . .

Die französischen Abgesandten aber waren, sich der Schwere des feurigen Weines nicht versehend, eingeschlafen und erwachten erst, als die Fürsten den Schwur getan, daß der deutsche König Ludwig ihr König bleiben und Frankreichs

Stamm niemals auf den deutschen Thron gelangen solle, und eben aufrechtstehend mit erhobener Hand auf das gerettete Deutschland einen Heilruf zum Sternenhimmel emporschickten, in den die aufschreckenden Franzosen, die nur von Rhein und Wein etwas vernommen hatten, in ihrer Umnebelung selber miteinstimmten.

## Die Eisjungfrau

Ritza Perabo war keine Heilige, wie ihre Namensschwester, die einst schwebend über die Wellen des Rheines schritt — es sei denn, daß man die glühende Lebenslust, die nicht minder als der Glaube trocknen Fußes über Wogen wandelt, als das Walten einer heiligen Macht begriffe. Kurzum: Ritza Perabo wollte als Teufelin auf dem Maskenballe erscheinen, wozu es freilich, wie die Base meinte, in deren kleinem Hinterstübchen das Gewand des Satans allmählich Gestalt gewann, keiner Verkleidung bedurft hätte. Allein Ritza Perabo wußte, zu was eine Maske gut war, wenn man von einem blondtrolligen Steuermann bemerkt werden wollte, der in holländischer Rotwangigkeit über das Mädchenvolk stolperte und die Schifferschlappen nur diesmal zum Maskenfeste auszog, weil der zugefrorene Rhein seinen Schleppzug fest in den Hafen schloß. Zudem war ihr die Nadel beim Nähen in drei Teile zersprungen, und das bedeutete nicht weniger, als daß sie in dem Kleidungsstück sicher ihrer Brautschaft entgegenging.

Sie müßte nicht mit Rheinwasser getauft gewesen sein, wenn sie nicht auch ohnedies Hemd und Herrlichkeit um einen Fastnachtsball versetzt hätte — wie denn im Lande der Reben nicht selten das Oberbett mit dem Unterbett den Narrenwalzer zusammen schwingt. So fiel es ihr also nicht schwer, mit der Base allein in das Stübchen eingeriegelt an der Teufelin zu schneidern, obwohl das ungewohnte Schauspiel des zugefrorenen Stromes das ganze Land schon tagelang auf der magischen Eisdecke versammelte, die wie eine Gletscherzunge zwischen den dunklen Uferbergen die Landschaft in starre Polareinsamkeit zu entrücken schien.

Eine schellenklingelnde Maultierpost, die in tiefeingeschnittenen Schlittengleisen von Ufer zu Ufer kutschierte, setzte stündlich neue Ankömmlinge aus, die sich in schwarzem Gewimmel über das silberfahle Schollenmeer fröhlich verteilten; dort den Schlittschuhläufern zuströmten; da die Kreppel-und Grogbuden umdrängten, die zwischen den Tännchen der eingepfählten Christbaumallee errichtet waren; hier in neugierigen Klumpen die Eiswachen umkreisten, die Wasserlotten für die Feuerspritzen offenhielten und mit Strohwischen umsteckten; dort bei den Walzerklängen der Blechmusik tanzten, über dem Abgrund. In wahren Pilgerzügen kamen sie über die Höhe die Weinbergpfade herunter gestiegen, um mit eigenen Augen das Wunder zu erleben, wie der

Strom der Füße von Tausenden spottete und mit schweren Belgiern bespannte Lastfuhrwerke knirschend auf seinem Rücken trug. Am leidenschaftlichsten aber wogte die Schaulust um den flammenlodernden Feuerkorb, um den die Küfer mitten auf dem Eise einen Kreis von Dauben zum mächtigen Stückfasse bogen, das schließlich zusammengefügt im Triumph durchs Land gefahren wurde und dem immer ins Rosenrote schauenden Rheingau wieder einmal ein üppiges Weinjahr zu verheißen schien, was die Fröhlichkeit zu ausgelassenen Festtaumel steigerte. Die Schulkinder liefen dem Lehrer davon, um sich auf dem Schlittentriller um die Eispfähle zu drehen; und der Herr Pfarrer, der seinen lieben Rheingauern bescheinigte, sie wären die besten Christen, wenn sie so stark im Glauben wären wie in der Hoffnung, sprach von „Wasseranbetern", die ihm aus der Kirche liefen, um auf dem Rüsterrech herumzustehen.

Nur die Alten, die am Ufer den Leinpfad entlang trappelten, sahen mit Besorgnis die Stunde näherrücken, wo der Rhein seinen Panzer sprengen und die Ufer überschwemmen würde, daß die Fässer in den Kellern schwammen und die Nachen in den Gassen von Tür zu Tür fahren würden wie die Hausgondeln von Venedig, der meerdurchplätscherten Lagunenstadt.

Unterdessen saß Ritza Perabo in dem Hintergäßchen des ausgestorbenen Wasseranbeter-

Reiches an der Arbeit, wie die Henne auf dem Nest. Voll Fusseln und Fäden, drehte sie die Nähmaschine, daß die Schere auf dem Tisch tanzte, zog Fischbeinrippen in gedornte Fledermausflügel und schnitt — zwischen farbenbunten Garnrollen und Lappenschnipseln — die gefährlichsten Höllenflammen züngelnd aus ritzerotem Stoffe heraus, bis der Balltag schließlich herangekommen war.

Aber als sie nun mit dem dreizackigen Höllenzepter in der Hand und den Teufelshörnchen im Haar vor dem Spiegel die letzte Anprobe hielt, schnitt sie eine bedenkliche Brutsche und fand, daß die Flammenbänder, so sehr die Base sie zurechtbahnte und zupfte, Büste und Arme noch immer nicht satanisch genug umflackerten. So warf sie denn kurzentschlossen Mantel und Kapuze über den höllischen Staat, um mit der Base über den Rhein zu eilen, damit sich in einem großstädtischen Maskenbasare drüben die Fürstin der Finsternis vollende und noch rechtzeitig zum Feste zurückgelangen könne.

Es war zu später Nachmittagsstunde, als die beiden vermummten Gestalten, um sich auf den Rückweg zu begeben, wieder in der Eingangshalle des Modenhauses auftauchten; und sie stutzten nicht wenig, daß statt der klaren Winterbläue, bei der sie hinübermarschiert waren, ein leichter Taunebel sie empfing, in dem die hängenden Zierbirken der Marktanlagen wie Paradiesvögel mit lang herabschleiernden Schleppen und

Pfauenkrönchen auf dem Haupt vorüberglitten. Die unbestimmte Ahnung, die sie erfüllte, ließ nicht lange auf Gewißheit warten. Denn kaum waren sie durch hohle winklige Gäßchen, die unter ihren trippelnden Füßen unterirdisch hallten, einige Schritte weitergeeilt, als mit Donnergeklirr ein erschütterndes Krachen erscholl, vor dem sie erbleichend zurückprallten: Das Rheineis sprang!

Und nun pflanzte sich der Ruf: „Der Rhein geht" sofort wie ein Lauffeuer durch die Straßen; und aus allen Türen rannten Erschreckte und Schaulustige zum Ufer, um den Strom aufbrechen zu sehen, der seine geborstene, aber noch geschlossene Decke von Zeit zu Zeit, wie ein Bergsturz polternd und scherbenklirrend, vom Land abriß und mit Erdbebenhall einen Ruck weiter schob.

Allein die Höllenfürstin zog ihre Begleiterin, die sich wie ein Hemmeisen an ihr schleifen ließ, nach kurzem Besinnen längs der Stadtmauer auf Winzerpfade fort, auf denen sie weit unterhalb der den Damm entlang harrenden Menge unbemerkt ans Ufer gelangten, an einer Stelle, wo ein Anlandebrett die Wasserspalte überbrückte, die schon den Eisrand von der Leinpfadböschung trennte. Die Base hielt sich bei dem Dröhnen des arbeitenden Abgrunds, das hier mit rollendem Echo zwischen den Bergen hing, entsetzt die Ohren zu und klammerte sich flehentlich an Ritza, daß sie von ihrem Beginnen abstehe, wo selbst der Wahrschauer schon aus seinem Uferhäuschen aus-

gezogen sei. Ritza lachte hell auf. Sie gäbe eine schlechte Steuermannsfrau, wenn sie wegen eines Wasserspritzers die Segel striche. Eine Ballnacht! Aber kaum hatte die Tollkühne, die nun wahrhaft den Teufel im Leib zu haben schien, sich mit diesen Worten aus der Umklammerung befreit, als die Sturmglocke zu läuten anfing, um alle Stromanwohner vor dem drohenden Eisgang und der gleichzeitig mit ihm hereinbrechenden Überschwemmung zu warnen, wegen deren regelmäßiger Wiederkehr die rheinischen Häuser, mit Ausgängen nach beiden Seiten, vorsorglich zwischen zwei Straßenzügen errichtet sind. Da legte die Base die feuerrote Höllenforke, Hörner und Larve, die sie unter dem Mantel getragen, die Gefolgschaft kündigend, auf die Erde und ergriff kopflos die Flucht.

Ohne sich nach ihr umzusehen aber schritt Ritza trotzig über das Trittbrett auf das Trümmerfeld der Schollen, die hier in der wilden Bewegung, in der sie bei der Rückstau gegeneinander gekämpft, zu Bergen aufgetürmt, ihre zackige Felsenwüste ausbreiteten und nur schmale Hohlwege und Zickzackpfade für die goldgrünen Pantöffelchen der bunten Maskengestalt freiließen. Als sie, bald hinter Eisblöcken auftauchend, bald wieder verschwindend, sich allmählich sicherer fühlte, hielt sie hinter einem klüftig verworfenen Schulpenhaufen Rast, schwang dort die roten Vampyrflügel über dem flatternden Mantel auf den

Rücken, nestelte die Teufelshörner ins Haar, zog die langen feurigen Krallenhandschuhe über und setzte dann mit entlasteten Händen ihren Marsch mutiger fort, zumal sie in dem wogenden Angstgeschrei der am Ufer versammelten Menge, die mittlerweile auf sie aufmerksam geworden war, sich gleichsam an dem Anker der Menschennähe befestigt fühlte. Denn der Schrecknisse gab es genug. Jetzt galt es einer morschen Tafel zu entrinnen, die sich unter ihren Füßen zu biegen begann, jetzt flog ihr eine riesenhafte Möwe gegen das Antlitz, die fischend hinter einer Eisklippe gesessen; einen Augenolick wähnte sie, getäuscht von umgefallenen Wegebäumchen, die der den offenen Lotten entströmende Kältewind hoppelnd fortbewegte, Wildsauen von ferne auf sich anrücken zu sehen, die vom Hunsrück über den zugefrorenen Rhein herüberzuwechseln pflegen; jetzt tat es unter ihren Sohlen einen Krach, als wenn ein Sprung durch die ganze Welt ginge; und ihre güldenen Füße wußten nicht, wohin sie entfliehen sollten vor dem Schwellwasser, das von allen Seiten über die Eisplatten schwenkte.

Aber die Gefahren schienen nur da zu sein, um sie von neuem mit Unverzagtheit zu wappnen. Lächelnd bedachte sie, wie sie kaum geboren bereits die Wasserprobe bestanden hatte. Es war zur Zeit des großen Eisganges, der die Pappeln und Ulmen der Auinsel wie dürres Röhricht abrasierte und so schnell hereinbrach, daß sie während

der Zeit, wo die Eltern ausschauend die Mansardenstiege hinauf- und zurückeilten, schon in ihrer Kinderwiege in der Wirtsstube schwamm. Und wer hatte sich, als das alte Marktschiff sank, kaum den Rocksaum genäßt und sich fidel auf eine Scholle geschwungen, wie die Raben und Möwen auf dem Treibeis spazieren fahren! Nein, man mußte Ritza Perabo schon in eine Klippe einbleien, wenn der Strom sie behalten sollte, wie das Herz des rheinischen Sängers, das im Mühlsteinfelsen begraben liegt. Sie fand es im Grunde recht schlecht überlegt, daß sie nicht in die Gestalt einer Rheinnixe gefahren war.

Solchermaßen in Selbstvertrauen gewiegt und den Blick immer nach dem Heimatufer gerichtet, bemerkte sie schließlich kaum mehr, was sich hinter ihr vorbereitete, zumal das donnernde Krachen, das sie mit seinem Echo beständig umrollte, eben durch diesen gleichförmigen Rhythmus seine Schaurigkeit verlor. Bis die Gletscher aus der Alpenheimat des Stroms plötzlich nachzudrücken schienen, daß die Eisfläche von den Schüben zerknitterte und dann zu wogen und sich zu wölben anfing, als wenn Herden von Ungetümen unter ihr tummelten und sie mit den vereinten Kräften ihrer Rücken in die Luft zu sprengen suchten. Das Stauwasser kam aus allen Fugen gequollen und floß fern und nah zu weit ausgedehnten Lachen zusammen, daß es den Überrheinern am fernen Ufer deuchte, als ob ein

Wunder geschehe und Ritza, die Heilige, über den Fluten wandle. Die hinter ihr her schleichenden Wasserseen drängten sie nun im Laufschritt dem heimischen Ufer zu, dem sie näher und näher kam. Aber noch hatte sie den rettenden Strand nicht erreicht, als in das Scherbengeklirr, das Gepolter und Gezisch der Pressungen, die Bombenschläge der Sprünge, den ganzen Hexensabbat der sich befreienden Geister der Tiefe, auf einmal der Kanonendonner hineindröhnte, mit dem ein Uferort dem andern rheinaufwärts sich fortpflanzend verkündete, daß der Strom seinen mächtigen Eispanzer endlich gesprengt habe. Nun war auf nichts mehr zu denken, als Boden zu gewinnen. Während sie aber schon schwindelnd von den Schwankungen des Grundes umzusinken drohte, bäumte sich die Scholle, auf der sie mit eingeschlagenem Teufelszinken sich festhielt, plötzlich wie ein Untier aus dem wogenden Eise herauf und raste mit der rotgeflügelten Reiterin ans Land, als wäre die Hölle aus der Tiefe gefahren und ritte flatternden Mantels zur Walpurgisnacht. . . .

Alles, was am Strande versammelt war, wich vor dem seltsamen Ankömmling, der so unheimlich aus den tobenden Elementen tauchte, scheu zurück; und Ritza konnte den Augenblick der allgemeinen Erstarrung benutzen, um durch die geöffnete Gasse unerkannt in der Dämmerung zu verschwinden. Aber magnetisch nachgezogen,

wälzte sich eine Menschenwoge hinter ihr her, die Gefahr vergessend, wegen deren sie wie ein lebendiges Bollwerk das Ufer belagert hatte, und strömte in die Tanzsäle, wo tausend flackernde Augen die kühne Teufelsmaske suchten, die an ihren Strand gestiegen. Und die Ungekannte zog den ganzen Schwarm, an dessen Spitze immer der Steuermann stürmte, von Ballsaal zu Ballsaal durch die Nacht — in wildem Siegeszug.

Draußen türmte sich und tobte das Eis, daß dem steinernen Löwen, der vor dem Wehrgang der Pfalz mit dem Schilde thront, in dieser Nacht die Pranke mit dem erhobenen Schwerte abgedrückt wurde und die Wasserwogen bis in die Schwalbennester stiegen, die den Rundbogenfries des türmchenumzackten Bollwerks hoch umziehen.

Die Geflügelte aber, der Schrecken lachend, riß mitten im tollsten Wirbel die Fenster auf und schleuderte ihren höllischen Schürhaken dem brüllenden Eis in den schnappenden Rachen, daß der Jubel ihres trunkenen Schwarmes das Donnern der Elemente laut übertönte. Und auf der am weitesten hinausgebauten Ballterrasse, wo die Wasserfluten unter ihren Füßen klopften, tanzte sie, von Arm zu Arm fliegend, bis ihr der Atem verging, über dem besiegten Strom.

## Der Teufelsbanner

Die Teufel flohen nicht schreiend aus den Ginsterbüschen, wenn er sich der Heide näherte, wie sie brüllend vor Hilarion davonstoben, dem Wüstenheiligen, der selbst das besessene baktrische Kamel, das dreißig Männer an dicken Stricken zu ihm führten, zu seinen Füßen niederzwang.

Es glaubte auch niemand im Ernste, daß der alte Mann, den die Kinder am Tag und die Jäger des Nachts im Walde trafen, hinter dem Teufel her sei, wie dieser selbst hinter der armen Seele; und das Merkwürdige ist nur, daß er den Namen, den man ihm scherzeshalber gab, schließlich doch mit vollem Rechte führte, als wenn die Sprache weiser sei, als der Mund, der sie spricht, und mit ihren Zauberworten nach außen kehre, was ein zerlumptes Gewand im Inneren verbirgt. Oder könnte man von Zufall sprechen, daß man ihm das abgelegte Kleid eines verschollenen Namens wieder umgegürtet, wo doch nichts in der Welt ausstirbt, sondern jeder Geist, der einmal lebendig war, sich verkapselt durch Geschlechterreihen aufbewahrt, und Franziskus von Assisi mit seiner

Liebe zu Halm und Getier noch ebenso unter uns wandelt in der Maske eines Mitmenschen, wie der dienende Einsiedlermönch von ehedem — sei es auch in dem scheinbar nutzlosen Leben eines graubärtigen Herumtreibers. Man darf daher nicht glauben, daß ein solcher Mann, weil er ohne Fernguckер am Waldsaume sitzt und keine Sprache hat für das, was er im Abendrote schaut, nichts empfinde, und nur von Königen etwas zu erzählen sei oder solchen, die der Natur ihre Schönheit mit großartigen Worten bescheinigen.

Freilich wäre von dem Leben des „Teufelsbanners" in der Tat wenig zu sagen, wenn nicht der Tod ein offenbarendes Licht auf sein Dasein zurückgeworfen hätte. Da zeigte es sich, daß er trotz seines Nichtstuns nicht wenig vollbracht und, indem er ohne Besitz geblieben, einen Schatz erworben hatte ähnlich dem Heiligen, der seine Meeresreise mit dem Evangelienbuche bezahlte oder dem weltfahrenden Künstler, der mit Werken seines Pinsels für Obdach und Wegzehrung zahlt — für das Leben dadurch, daß er lebt, mit Atmen für Atem, mit Blühen für Blühn. Nun wußte man, warum man ihn nur auf einsamsten Waldespfaden betroffen. Denn welchen geheimen Reichtum muß derjenige in sich tragen, der nichts braucht, als sich selbst und sich am besten unterhält in seiner eigenen Gesellschaft!

Diesen Talisman aber hatten ihm seine Eltern, so arm sie waren, in die Wiege gelegt.

Auf den Felsen der Krausau, die mit niedrigen Köpfen über den Wasserspiegel ragen, hatte mitten im Rheine das Wahrschauerhaus gestanden, in dem er geboren war — ein Kind der Woge. Und wenn seine Mutter im Nachen übersetzte, um über der Rheinhöhe drüben auf ihrem kleinen steinigen Waldstück eine Wochenration Kartoffeln auszukarsten, so mußte sie ihn im Korbe mit hinübernehmen, in die Ackerfurche stellen und über den Korbrand spazierengucken lassen in die Runde, wo Häher und Grünspecht herüber und hinüber flogen.

Die Wellen schaukelten das Schulkind jeden Morgen ans Ufer hinüber und jeden Abend zu dem Inselhaus zurück.

Bald schwankte nur noch die Lichtboje auf den Wassern, wo das Wahrschauerhaus gestanden, und es wußte niemand mehr, daß der einsame Waldläufer, der von Zeit zu Zeit Bindweiden zum Gerten der Weinreben in das Uferstädtchen brachte, einst in einem Korbe zu ihnen herüber geschwommen war. Ja, als sich die Stadtväter eines Tages beim Wahlkampfe, wo noch ein einziger Stimmzettel in der Urne fehlte, seiner erinnerten, stellte sich heraus, daß zwar alles von dem Teufelsbanner wußte, aber niemand, nicht einmal die Schiffer auf der Schanze, die Neunmalweisen, seinen Namen kannte.

Er war allmählich zum freundlichen Naturgeist der Gegend geworden, der am Laubtag

den armen Frauen die Säcke mit Waldlaub füllen und heimfahren half; der schon ehe die Schiffe die Anker lichteten, droben auf den Beerenhalden kletterte; den Jäger auf die Fährte des Hirsches führte; und mit dem Forscher von Hünengrab zu Hünengrab die grasige Römerstraße entlang ging. Er schleppte dem Hausvater im Frühjahr das Erbsenreisig und im Winter die Decktannen für das Rosenbeet heran. Er brachte zu Allerseelen das Kranzmoos und zu Weihnachten den Mistelzweig; brachte dem Winzer die Dornen herbei, mit denen er im Herbst die Weinbergspfade sperrt; dem Gärtner die Wildlinge für seine Rosenkulturen, der Magd die harzigen „Ackeln" für Ofen und Herd. So war es ganz in der Ordnung, daß ihn der Kinderzug, der ihm unter Leitung der Ordensschwester täglich im Walde begegnete, nur den „lieben Waldbruder" nannte, und die kleinen Waisen, für die er bald ein geschnitztes Borkenschiffchen, bald ein geflochtenes Binsenkörbchen in der Tasche trug, ihm wie einem Heiligen entgegenliefen, wenn sie ihn aus den Büschen treten sahen, und der Reihe nach die Händchen gaben.

Denn führte er nicht denselben Wandel wie jene „Waldbrüder", deren Klausnerzellen einst überall in den rheinischen Bergen gestanden? Wie Ruthard, der an dem Karren gestorben, mit dem er sich die Bausteine zu einem Kapellchen herbeifuhr; wie Henrikus, der ein quellenreiches

Hofgut angerottet in der Waldeswildnis; wie die Einsiedler, die Wackensteine des Ackerhangs zu Rosseln zusammenlasen und gegen trocknes Brot den Windbruch des Forstes auf ihrem Rücken in die Dorfgemeinde schleppten — so diente er allen, die ihn brauchten, und nannte in einer Zeit, wo jeder nach Macht und Besitztum giert, nichts sein eigen, als den Rock auf seinem Leibe — nicht einmal eine Mooshütte, die dem Eremitenbruder ehemals nach Belieben zu errichten vergönnt war, als der Wald noch nicht den Jäger- und Forstmeistern gehörte, die sich soweit von der Natur entfernt haben, daß sie nicht mehr wissen, wie blutvoll alles Lebendige dem Urleben eingeordnet ist, und den aus dem Walde verdrängen, der noch die Erde küßt und mehr als ein sportgrüner Weidmannsrock mit der laubigen Dämmrung der Buchenhallen verfließt.

So mußten sie ihm denn, als sein Rücken krumm und sein Barthaar grau geworden, eines Tages im Armenhause ein leidliches Obdach schaffen. Seine Augen freilich blühten noch immer aus der verdorrten Erscheinung, wie das Wunder, wenn an dem abgestorbenen Holze des schorfigen Apfelbaums plötzlich das rosige Bukettlein des Frühlings aufgeht. Allein sie leuchteten nur, wenn er die enge Aushälterstube verließ und an dem Krückstock Schrittchen für Schrittchen im Geröll der Weinbergspfade gierig zu der Höhe hinaufstieg, wo der geliebte Wald

ihn empfing. Sonst blickte man ihm nach und dachte sich: Der geht in den dumpfen Mauern der Stadt zu Grund! Doch wenn er morgens, ob Regen, ob Sonnenschein, sich wieder keuchend die Felsenleiter hinaufarbeitete, so wußte jeder: Der stirbt einmal im Walde!

Obwohl er sich schließlich kaum noch schleppen konnte und der Puls seines Lebens schon so schwach ging, daß er nur mühsam atmend die wenigen Worte hervorbrachte, die er mit Begegnenden wechselte, verlockten ihn die ersten Zitronenfalter noch immer, nach seiner Gewohnheit sich Samstags aufzumachen und in der rosigen Mittagssonne Kätzchen zu schneiden, sie mit zarten Anemonen und Lerchensporn zu Sträußen zu binden und in das Städtchen zu bringen, damit jedes Haus am Sonntagmorgen seinen Frühlingsstrauß von ihm habe.

Aber eines Tages war er verschwunden noch ehe die Sträuße verwelkt, die seine Hände gepflückt hatten.

In jedem Hause saßen sie sonntäglich vor seinem Strauße und dachten in dem stillen Frieden der überall einkehrte, wenn er die Torglocke zog, an den alten Mann, dessen besänftigendes Bild zu dem Sonntag gehörte, wie an ein Stück Heimat, das uns in wunschlose Träumerei einwiegt. Und während sie an ihrem Fenster saßen und in seinen Strauß hineinträumten, der stärker als Hostie und Weihwedel alle bösen Geister

eitlen Menschenbegehrens, der Unrast und des grauen Alltags ins Wesenlose verbannte — war der Geisterbanner selbst, ohne daß sie es ahnten, in das Element zurückgekehrt, aus dem er gekommen.

In der Kirschblüte war er seinen alten Weg hinauf gestakt und von Terrasse zu Terrasse stehen geblieben, immer den Blick hinabgewendet nach dem mächtigen Strom, bis er sich über dem Berg seinen Blicken entzog. Im Knospenpurpur breiteten sich dann die fernen Waldeslehnen vor ihm aus, von denen wie ein Lavastrom die große Wiesenblöße heruntergeflossen kam. Er trank die ruhigen Bergformen mit langen Blicken, von dem Heiderand des Waldes aus, wo er sich an dem zarthäutigen Birkenstämmchen, das schneeweiß vor dem blauen Himmel stand, festhielt, um dann der Anemonenlichtung zuzuschreiten, wo eine einzige junge Buche in der wallenden Seide ihres vorzeitigen Grüns wie eine Waldbraut aus dem stangigen Gehölz emporschwebte. Da breitete er die Arme aus und sank zu ihr aufschauend nieder, die Füße der duftigen Erscheinung umklammernd, die in ihrem fließenden Seidengewande aus den Armen des Entseelten hervorwuchs, wie ein Schläfer daliegt und die Traumgestalt erfaßt, die ihm entfliehen will.

So fand ihn der junge Bauersohn, der mit seinem Schimmel auf dem Ebental pflügte, abends in den Anemonen und mußte bei seinem

Anblick weinen, da er voll Sehnsucht war nach einem Mädchen, das ihm der Großbauer nicht gab, weil er nach dem Rutenmaß der Äcker und nicht nach dem Maße der Liebe ging, und da hier einer lag, der den Teufel des Besitzes verdammt und Zeugnis abgelegt für die ewige Seele.

Da beschloß er in einer zornigen Aufwallung gegen die menschliche Satzung, die überall das Zusammengehörige trennt, es wenigstens nicht zuzulassen, daß dieser Tote in die Stadt hinabgeschleppt und von seiner heiligen Heimaterde geschieden werde, und begrub ihn an der Stelle, die er sich ausgesucht, heimlich in seinem geliebten Walde.

Und keiner erfuhr sein Grab, soviele auch schon darüber gegangen sind; und keiner, wohin er entschwunden.

Wie aber derselbe brennende Goldlack, den eine längst verwelkte Hand in das mittelalterliche Burggärtlein säte, weiter und weiter samend noch heute süß und samten auf den Ruinen klettert, so pflanzt die Blume aus dem untergegangenen Gärtlein des heiligen Franziskus noch ihren Samen fort von Menschenherz zu Menschenherz.

## Narzissusbrünnlein

Über die rauhe Alp, wo die durchlöcherten Kalkstotzen wie Burgruinen aus den steilen Waldeswänden hervorspringen, gespensterten wieder schwarze Wetterwolkenzüge. In Hechingen hatte ein Erdstoß die Häuser unterwühlt; die Wasserfluten kamen wie gereizte Schlangen über die Brückenbrüstung herüber gesprungen; durch den freskenbemalten Plafond der Stiftskirche troff der Regen, daß man mit Schirmen darunter hergehen mußte. In den verhagelten Ährenfeldern nebelten die Eisflöze.

Eine nicht weniger traurige Erschütterung hatte die Seele des Regierungskommissars Narzissus Österle verwüstet, der zur Beobachtung und Hilfeleistung in das Erdbebengebiet entsendet worden war und sich doch selber nicht helfen konnte. Er trug noch den letzten Brief seiner Braut in der Brusttasche, der mit den Worten schloß: „Ich küsse mich tief in dich hinein und gewähre dir alles, was du dir träumen magst.“ Da kam sinnverwirrend und sinnlos wie ein Erdstoß, bei dem die Lampe plötzlich schräg über den Tisch hin-

tanzt, die Nachricht: daß er das Bündnis, dem ihr Vater den Segen nicht erteile, als gelöst betrachten müsse.

In dieser Verfassung empfing er den Staatsauftrag und hoffte, daß dort, wo die Bergesketten wie schwarze Riesensärge in den Himmel ragen, die Erde sich auftun und ihn verschlingen würde.

Aber sie verschlang ihn nicht.

Er zog in ein ehemaliges Kavalierhaus, das recht weit außerhalb der Stadt und fern von allen Menschen am schrägen Hange des Fürstengartens lag, verborgen von den alten Bäumen des Parks; und es war ihm gerade recht, daß die Witwe, die es bewohnte, an Menschenscheu ihm ähnlich zu sein schien, alles durch die Dienstmagd ausrichten und selbst sich weder hören noch sehen ließ.

Aber sei es, daß das Haus mit seiner geheimnisvollen Bewohnerin ihm noch nicht ausgestorben genug war; sei es, daß der qualvolle Wunsch, sich selbst zu entfliehen, ihn nirgends Wurzel schlagen ließ — er suchte seine Behausung eigentlich nur zum Schlafen auf, und selbst des Nachts konnte man ihn im Dunkel des verwilderten Hausgartens noch herumgeistern oder bei flackernder Kerze schattenhaft hinter dem grüngestrichenen Drahtnetz auf und ab wandern sehen, das zum Schutze gegen die Sommermücken in den Fensterrahmen gespannt war. Die Tage

aber durchwanderte er ruhelos das heimgesuchte Land, das mit seinen eingestürzten Kirchtürmen, von antreibendem Bauholz über den Haufen gerannten Brücken, niedergefegten Tannenwäldern, verworfenen Dämmen und verschütteten Brunnen ein Bild der Zerstörung bot, bei dem er in seinen eigenen Schmerz, dessen Sinnbild es zu sein schien, erst gänzlich hineinwuchs.

Denn so betäubt war er noch immer von dem Schicksalsschlage, daß er auf den stundenlangen einsamen Märschen von Unfallstätte zu Unfallstätte hintrottete wie das Halbtier, das die Sage am Kamm der Alp entlang oder zwischen den grauen Felsennadeln der ausgewaschenen Talkessel ruhelos umgehen läßt, und einen Gedanken zu fassen nur imstande war, wenn er im braunen Tannenwald rastete neben madenbleichen Moderorchideen oder auf der verkarsteten Hochfläche des Gebirges, wo er unter Belemnitenkeilen und Ammonshörnern miteingeschlossen war in das versteinerte Leben eines urzeitlichen Meers. Dann sann er, allein da oben im Schweigen der erstorbenen Natur, ob er das Leben von sich werfen oder sie noch einmal anflehen sollte, die Brautgaben zu behalten, damit nicht jegliche Brücke zu einer besseren Zukunft abgebrochen sei. Manchmal wünschte er sich bis auf einen letzten Faden vom Leben lösen zu können, damit er zur Not wieder ins Dasein zurückzukehren vermöge, wenn sie verzweifelt und reue-

voll herbeieilen sollte, um ihn nie wieder zu verlassen. Bald wieder zu unsicher, um es auf eine solche Liebesprobe ankommen zu lassen, wünschte er nur noch geistweise wahrzunehmen, wie sie weinend sich über sein Grab würfe, gleich jenem schwäbischen Hagenmann, der seinem eigenen Leichenzuge zum Entsetzen des Städtleins von seinem Dachfenster aus zusah. Doch schließlich mußte er sich eingestehen, daß er niemals in Größe geliebt worden sei und, wenn sie auch zu ihm zurückkehre, ewig schwingenlahm bleiben würde, nicht mehr fähig fortan zum Rausche und Glücksüberschwang gegenüber derjenigen, die ihr eigenes Idealbild ein für allemal zertrümmert hatte. Nochmals aus allen Himmeln gestürzt zu werden — lieber sollte die Flamme ausgetreten sein, seine Liebeskraft erlöschen für immer!

Aber die Erde bebte wieder und sandte für die versiegten Quellen ein neues Brünnlein ans Licht.

Den Tag, an dem seine wunde Ergebung einem kräftigen Groll über sein unwürdig verschwendetes Gefühl gewichen war, fiel er zum erstenmal, überwältigt von starrer Ermüdung, in tiefen Schlaf. Blitze durchfaserten den Raum wie die Nervenbündel des Alls und rings um die Alp brandete unaufhörlich ein flackernder Donner — aber er merkte es nicht. . . . Die mächtigen alten Baumriesen schlugen sturmgebogen gegen

das Haus, schütteten ihr Meeresgebraus in das offene Fenster hinein — er hörte es nicht. . . Die erwachte Hausherrin, deren Kammer über der seinigen lag, rannte aus Angst vor einem neuen Erdstoß stühleumstoßend her und hin, daß Decke und Wände schwankten, und purzelte mehr als sie lief, die Treppe hinunter, um ins Freie zu gelangen — er vernahm keinen Laut. . . Aber als das Wetter nun fern am Horizont in lautlosen Flächenblitzen verzuckte, flutete ihn sanft und schön das Bewußtsein an und er stützte sich auf und sah die glyzinienfarbenen Scheine sich durch die dunklen Bäume schlingen. Und während er dem traumhaften nächtlichen Schleiertanze zusah, drang eine seltsame Melodie an sein lauschendes Ohr: Es rieselte wie Tauwetter — und war doch Hochsommernacht! Es plätscherte, und doch war kein Bächlein im Umkreis. Es rauschte wie Laub der Wipfel und Haferährenwogen, und doch wurde kein Blättchen vom Winde bewegt. Es klang wie Quellenmurmeln; doch wo war der Quell?

Er trat aus Fenster und geriet in immer größeres Erstaunen. Denn er vernahm Schritte im Kies des Gartenwegs, erregtes Flüstern naher Frauenstimmen im Dunkel und weiter entfernt von der Landstraße her das Getrappel einen beträchtlichen Menschenansammlung, die in beständigem Gelaufe durcheinander lärmte, und noch anzuschwellen schien, als nun auch

die Sturmglocke ihre schreckensvollen Schläge vom Turm erdröhnen ließ, um die Schläfer vor dem Erdstoße zu warnen. Schnell warf er die Kleider über und trat in den Garten, wo die Hausherrin mit der Magd zitternd unter den finsteren Bäumen stand und angstvoll auf dasselbe Wasserrauschen lauschte, das ihn vom Lager gelockt: Der Erdstoß hatte einem alten versiegten Brünnlein wieder den Weg zum Lichte freigemacht, das nun in das vermooste Sandsteinbecken strömte und die Sommerfloxwildnis duftend besprühte, die es verwahrlost umgab.

Er beruhigte die Frau, die schon die Fundamente ihres Hauses untergraben und von Wasserfluten unterspült wähnte, dermaßen, daß sie allmählich in ein aufmerkendes Gespräch mit ihm geriet und dabei die Stimme dämpfte, um sich darüber hinweg der Musik des Brünnleins hinzugeben, das in dieser Nacht zu quellen angefangen hatte, bis sie schließlich nicht mehr wußte, ob die Quelle sie umschmeichelte oder die Stimme des Menschen, der ungekannt vor ihr im Dunkel stand. Ja, sie verlor sich dermaßen in die Traumschönheit der wundersamen Erscheinung, daß ihr Gemüt plötzlich von sehnlichen Tränen überquoll, wie es geschieht, wenn wir uns das Göttliche noch nicht verkleinert haben, um uns über seine Unerreichlichkeit zu trösten, sondern das Vollkommene noch als ideale Vollkommenheit glauben und doch gleichzeitig entsagungsvoll

spüren, daß es nie unser eigen sein wird, und nur in begnadeten Augenblicken uns vergönnt ist, angeschienen zu werden von seinem ruhevollen Glanz.

Mochte es aber auch angenehm sein, daß das Dunkel ihre Bewegung verbarg, so empfand sie die Begegnung in finstrer Nacht doch als ein beschämendes Sinnbild, da sie erst jetzt, einige Tage, bevor der Kommissar nach mehrmonatlichem Aufenthalte die Stadt verließ, aus ihrer Verborgenheit hervortrat und selbst dabei noch unsichtbar blieb. Sobald die Bevölkerung daher, bis auf wenige Verstörte, die Nacht für Nacht ihr Zelt noch im Freien aufschlugen, in ihre Behausungen sich wieder verlor und der Stundengesang des Nachtwächters wieder durch die Straßen hallte, trennte man sich in dem geheimnisvollen Garten, in dem nun bis zum Morgengrauen allein die beiden Stimmen miteinander kämpften, wie zwei ringende Geister: Das überschäumende Plätschern und Sprudeln des floxumbuschten zauberischen Brünnleins und die fromme Warnung des Wächtergesangs:

Hütet wohl Feuer und Licht,
das uns Gott b'hüt, das uns Gott b'hüt
So loben wir Christ und Maria. . . .

* * *

Narzissus Österle war weder von der einen Stimme beunruhigt worden, noch von der anderen. Ein Mann, der sich vorgenommen hatte,

kalten Blutes Ring und Kette, die eine vergötterte Braut getragen, in das Schlammbett der Starzel zu werfen oder an eine bäurische Magd zu verschenken, war hart genug gegen das Leben gepanzert. Er war durchgerüttelt worden wie das Erdbebenland und davon zerrissen worden wie die geborstenen Kalkfelsen der grauen Schwabenalp. An der herzgeschmückten Erzplatte der Hechinger Grabkapelle war ein Sprung mitten durch den Spruch gegangen: Ubi thesaurus meus, ubi cor meum. Der Spruch galt nicht mehr. Er lächelte eine wenig über Frau von Rädlin, die sich um so gleichgültige Dinge, wie Haus und Leben, noch zu ängstigen vermochte, und beneidete die sonderbare Frau doch zugleich um das Glück, ein Unglück zu haben, während ihn nun die Leere der Schicksallosigkeit angähnte. So beschloß er in einer Art wehmütiger Neugier nach seinem Ahnenzustand, den Frau von Rädlin vorstellen sollte, dem furchtsamen Wesen, da er sie nun einmal kurz vor Torschluß noch hatte kennen lernen, wenigstens zum Abschied noch seinen Besuch abzustatten, um ihr zum Troste zu sagen, wie glücklich sie sich schätzen müsse, daß sie noch fähig sei, die Schrecknisse der Welt zu erleben.

Frau von Rädlin war freilich gar nicht das verscheuchte Geschöpf, das sich aus Angst vor Verfolgungen im dunkelsten Winkel seines Baues verborgen hielt. Die Hohenzollernfarben, die

schwarzsilbern das Wappen ihres Eheherrn streiften, hatten zwar die Sonne der Fürstengunst über sie erstrahlen lassen, aber nicht vermocht, daß der Witwe des einstigen Offiziers und Hofbeamten mehr als das kleine Kavalierhaus auf der Schräge des Fürstengartens zur Pfründe verblieb. Sie hielt sich daher lieber hinter den Kulissen, als ihre Dürftigkeit vor versammelten Herrschaften aufzuführen, und wollte natürlich auch ihren Mietsherren nicht das Schauspiel gewähren, eine Dame der besten Gesellschaft Aschenbrödeldienste für sie verrichten zu sehen. Es war jedesmal wieder dieselbe Festtagsfreude, wenn sie hinter einem abziehenden Chambregarnisten den Hausschlüssel konnte herumschnappen lassen, die Fenster aufreißen und den Gast gründlich hinauslüften, dessen Namen sie auf der Innenseite der Bettlade an verborgener Stelle auf das Schwarze Brett zu setzen pflegte, zugleich mit einer Führungsnote, die den wenigsten lieblich geklungen haben würde. Denn ihre Ehe war als eine solche Höllenfahrt verlaufen, daß sie am liebsten durch einen dreifachen Wall von allem geschieden gewesen wäre, was vom Herrn der Schöpfung stammt. Freilich war sie zu viel stolz, ihr Unglück als Straßenkleid anzuziehen, da sie ihren Gatten gegen den Willen ihrer Eltern und Berater gewählt hatte, und trieb daher nach außen einen trotzigen Kultus mit dem Abgeschiedenen, als wenn sie für die Lüge, auf die ihre Ehe aufgebaut war, sich dadurch

zu rächen beabsichtige, daß sie nun sein Gedächtnis ebenfalls auf einer Lüge errichtete.

Narzissus Österle war schon zur Abreise gerüstet, als er seinen Taillenrock anzog und Frau von Rädlin seine Aufwartung machte; und obwohl er die Akten über seinen Aufenthalt bereits geschlossen hatte, luden ihn diese Räume mit ihrer verwirrenden Dämmrung, die durch schwankende Rebenranken hereingrünte, sowie er nur über die Schwelle getreten, zum Verweilen ein. Fast mit Bestürzung gewahrte er nämlich, daß er gar nicht in ein frauliches Reich geraten war, wie er erwartet hatte, sondern daß hier dem verstorbenen Gatten eine Erinnerungsstätte bereitet schien, die ein seltsames Mitgefühl erweckte. An mächtigen Jagdtrophäen hingen noch die Büchsen des Herrn von Rädlin und sein Wappen war auf die Rückenpolster der Ledersessel gepunzt. Wie die zierliche Buhluhr seit dem ersten Erdstoße zu gehen aufgehört hatte, schien die Zeit überhaupt hier stille zu stehen. Von der großen Staffelei, die aus alten Blattpflanzen herauswuchs, von Wandgemälden und Porzellanmedaillons blickte überall der elegante Offizier; und auch auf dem uniformenbunten Historienbilde, zu dem er Modell gestanden, war unter den Kavalieren, die im Gefolge des Königs der Leiche Schwerins nahten, seine hochgewachsene Erscheinung in dem friederizianischen Kürassier unschwer zu erkennen, der in Puderzopf und hohen

Schaften alle überragend auf der Treppenstufe stand. Er begriff wehmütigen Herzens, mit welcher Treue Frau von Rädlin dieser vornehmen Mannesgestalt noch anhängen müsse, und erriet auf einmal, daß er selbst die ganze Zeit über das Arbeitszimmer des Herrn von Rädlin bewohnt habe, in dem von dem Schreibtisch bis zu dem heraldischen Wandschmuck noch alles an seinem alten Platze sich befand. Ja, auch die beiden Ammoniten, die so groß wie Wagenräder den Garteneingang flankierten, brachte er mit dem Geiste des Hauses in Zusammenhang, indem er hinter dem Denkmal versteinerter Jahrmillionen ein stummes Gelöbnis ewiger Treue fand. Sie sollten freilich nur die Wappenfigur vorstellen, die auch in den Fenstergemälden prangte, umflattert von dem Spruchband „Das Rad all umb und umbe gat". Allein dieser Hinweis auf die Veränderlichkeit der Welt schien zu der Sinnesart der Frau von Rädlin wenig zu passen.

Als das graziöse Figürchen daher eintrat, die sonnengelbe Haarfülle in dem flammigen Kraus der Maria Antoinette ums Haupt und das Schleierfichu um die Schulter gezogen, das sie vor dem Busen gekreuzt zusammenhielt, während sie die Rechte reizend zur Begrüßung darbot, erschien sie vielmehr derart als die Seele ihrer Umgebung und ein Idealbild zärtlicher Beständigkeit, daß er in tiefe Beschämung geriet und fast

aufgeschluchzt hätte in sehnlicher Wehmut, da er nun erst sah, was er verloren hatte, seitdem er sich die Liebe aus dem Herzen gerissen und jede Erinnerung selbstquälerisch vergiftete. Er machte daraus kein Hehl, obwohl er vor der lieblich-ehrwürdigen Erscheinung fremdete wie ein Bauernknabe. Denn wie es oft geschieht, entband die heftige Erschütterung eine verzweifelte Vertraulichkeit, und alles, was er schweigend in sich hineingepreßt, quoll endlich hervor, als wenn es just auf jemand recht Fremden gewartet hätte, der kommt und geht, um nie wieder seinen Weg zu kreuzen.

So erzählte Narzissus Österle denn, wie in diesem Haus der Liebe und Treue sein Schicksal sich vollendet; wie durch den grundlosen Abfall seiner Verlobten alles in ihm erstorben sei, daß er am besten ein Ende gemacht hätte, wie er sichs hundertmal vorgenommen, wenn er an der Kante des hangenden Steines stand oder die Killertalwildnis durchirrte, da ein Leben, das keine Liebe zu erzeugen und an sich zu binden vermag, eben dadurch seinen Unwert erweise. Er habe Rat geschafft, wo die Erdkatastrophe die Dächer der Wohnungen abgedeckt und alle Sündflutschauer heraufbeschworen, daß die Fässer in den Kellern schwammen und die Hausinsassen vor dem hereinwirbelnden Stein- und Scherbenhagel unter Tische und Betten flüchten mußten — aber wer helfe ihm, wer könne in die erloschene Schlacke wieder den Lebensfunken blasen?

Sich gänzlich vergessend, schob er das Blumenglas hinweg, das vor ihm auf dem Tische stand, und stützte die Stirne erregt in die zitternden Hände.

„Schieben Sie meine Silenen nicht allzuweit von sich, lieber Freund“, sagte Frau von Rädlin und rückte das Stengelglas wieder zwischen sich und ihren Gast. „Wissen Sie, daß diese Blumen, die jetzt im Tageslicht wie verschrumpfte Weiblein dastehen, im Dunkel bräutlich erblühen und die Mitternacht würzen mit Hyazinthenduft? Und haben wir nicht erfahren, wie im Krampf der zuckenden Erde mein versiegtes Gartenbrünnlein wieder zu strömen begann? Oder“ — sie zauderte einen Augenblick, da der Unglückliche allmählich in großäugiger Verlorenheit den Blick auf sie richtete, wodurch sie erst der eigentümlichen Lage inne ward, daß sie einem gänzlich fremden Manne ihr Geschick zu offenbaren im Begriffe stand. Aber da sie sich selbst schuld geben mußte, daß er ihr fremd geblieben war, so setzte sie, gleichsam in der Abschiedsstunde nachzuholen, was sie während vieler Monate versäumt hatte, alle Zurückhaltung bei Seite und fuhr entschlossen fort: „Nun gut — sehen Sie mich!“

Und damit erzählte sie dem seinen Ohren nicht trauenden Gaste, der ein so anderes Bild von seiner Hausherrin mitbrachte, ihre Lebensgeschichte, die von keinem Tragödienschreiber erschütternder hätte erfunden werden können,

als das Schicksal sie gewoben. Und der Hörer vernahm im teilnehmenden Entsetzen, wie hier ein schwärmerischer Mädchengeist, dessengleichen bei dem kühleren Geschlechte von heute kaum mehr zu finden ist, durch einen Unmenschen nicht allein aus dem Himmel einer rührenden Madonnenhaftigkeit gerissen, sondern von Abgrund in immer tiefere Abgründe gestürzt worden, bis in jenen Höllenkreis hinab, wo die Verdammten in breiigen Sümpfen versinken, im Schlamm bis zum Mund, und am Ekel zu ersticken drohen. Und so kindesgut war das verratene Herz, daß es seinen Peiniger erst zu lieben aufhörte, als er auf der Bahre lag, wie es schon einmal einer hohenzollerischen Gräfin geschah, die während alles glaubte, sie würde sich gewaltig um ihren Eheherrn grämen, nur soweit hinter dem Sarge herging, bis sie die Haustüre hinter ihm zuschlagen konnte, was sie mit den Worten tat: „Zur Erde mit ihm in aller Teufel Namen! Jetzt wird er mich in Ruh und Frieden lassen."

Freilich fing bei Frau von Rädlin der Unfrieden erst nachdem an. Denn die Einsicht, daß sie durch den verführerischen Betrüger ihr Leben verfehlt habe und durch seine Schandtaten gezeichnet sei, ohne die unreine Haut je wieder von sich abstreifen zu können, erfüllte sie mit einem posthumen Haß gegen den Verstorbenen, der sie um so mehr zerrieb, als die Ohnmacht der Armut sie auch noch zwang, mit seinen hinter-

lassenen Habseligkeiten weiter zu leben. Erschien sie schon dadurch sich verworfen genug, so flößte ihr der Gedanke, überhaupt einen Toten zu hassen, ein so galliges Entsetzen vor sich selber ein, daß sie vor sich ausspie und mit dem gänzlichen Zusammenbruch ihrer Person auch Welt und Hoffnung dahingab.

Nun habe er zwar des Schlimmen ebenfalls genug erfahren — fuhr Frau von Rädlin fort, über deren heißgewordenes Antlitz sich scharlachrote Flecken verbreiteten — allein er dürfe sich seiner Braut doch als eines reinen Bildes und geadelt durch das erhöhte Leben seiner eigenen Brust erinnern. Auch sei die Jugend der Mensch ohne Gedächtnis, und sie würden sich aus dem Dornenland, durch das die Geliebte sich jetzt ebenso hindurchquäle wie er, wieder zurückfinden und den versiegten Quell dann um so wundersamer hervorrauschen hören, während sie von ihrer Vergangenheit erdrückt würde und nie mehr reingewaschen werden könne von der trüben Flut ihrer Tage.

Weiter kam sie nicht, sondern die sich solange heiter und standhaft gehalten und sich für getröstet genug hielt, um andere zu trösten, vermochte plötzlich selbst nicht weiter zu sprechen und tastete wie erblindet nach dem Tüchlein in ihrem Gürtel, da ihr dicke Tränen blinkend in den Augenwinkeln standen.

Der Hörer, zwischen Verlegenheit und dum-

pfer Besänftigung geteilt, fand nicht sogleich ein Wort; und in der Stille, die zwischen ihm und der weinenden Frau entstand, vernahm man draußen das Geplätscher des wiedererwachten Brünnleins, das seinen Frieden unablässig in die Runde sang. . .

Und diese Melodie, die zwischen ihnen schwebte, schien alles, was unsagbar in ihm schwang, für ihn zu sagen. . .

Obwohl er nämlich sein Lebensschiff gleichfalls als gestrandet ansah und den Glauben an sich und die Welt durch seine Herzensniederlage nicht minder verloren zu haben meinte, als Frau von Rädlin, mit der er sich nun noch enger verwandt fühlte, so wollte es ihm doch scheinen, als ob die heimgesuchte Frau im Gegensatze zu ihm Siegerin in dem Lebenskampfe geblieben sei, und sein Empfinden ihn daher nicht getäuscht habe, wenn er ein Leid hinter der zierlichen Erscheinung nicht vermutet, so schön und einheitlich sie auch mit ihrem Schmerze verwachsen war.

Als er aber nun aussprach, daß sie im Grunde doch als ein Sonnenwesen geboren, das harmonisch in sich beruhe, daher so wenig Verehren und Glauben verlerne wie Atmen, und von einem Schicksalsschatten vielleicht flüchtig zu bewölken, aber nicht zu verfinstern sei — da sah sie ihn lange in qualvoller Gebrochenheit an und sagte dann vor sich hin nickend: „Wohl dem, der nicht weiß, wie tief man gesunken sein muß, um den großen

Inhalt seines Lebens gegen das kleine Vergnügen am Irdischen einzutauschen!"

Plötzlich aber schien sie der unfruchtbaren Beschäftigung mit ihrer Person überdrüssig zu sein und fuhr fort: „Nein, es ist nicht wahr! Noch sehe ich aufsteigende Jugend mit Freude, in der sich die Absteigende ihres Besten erinnert. Und wenn ich zu mehr nicht nütz bin — und wenn Sie mich denn einmal trösten wollen — so versprechen Sie mir, die Brautgaben in meine Hand zu legen, von denen Sie sich befreien möchten, damit ich Sie vor Reue bewahre, das Frauenschicksal noch einmal erlebe, Heil zu stiften, und wieder eine freudige Aufgabe für mich sehe, einen Mittelpunkt, um den sich die leeren Jahre drehen. All das Glück zu schauen, das vor Ihnen liegt — wie müßte Ihnen zumute sein!"

Da regte sich in dem verwirrten Manne zum erstenmal der Gedanke, daß er vielleicht eine Heiligenschändung an den entzauberten Liebeszeichen begangen, die auf einmal wieder zu glühen schienen; und fast beschlich ihn die Reue, einer Fremden soviel Schimpfliches von sich anvertraut zu haben; und er merkte an dem Zaudern, mit dem er in die dargebotene Hand der Bittenden einschlug, daß ein leiser Glaube wieder in ihm aufzudämmern anfing und über die Kluft des unseligen Zerwürfnisses eine scheue Hoffnungsbrücke spann.

Wie wir aber unwillkürlich von demjenigen

nicht weichen, dessen Odem den neuen Lebensfunken in uns belebt, sondern je mehr von ihm bestärkt zu werden hoffen, je länger wir uns an seine aufbauende Gegenwart anklammern, so hielt Narzissus Österle die unverhoffte Retterin mit eifrigem Gespräche fest, ohne zu ahnen, daß Frau von Rädlin ihrerseits alles, was er aus dem Kreise seines Werdens und Wirkens erzählte, wie ein Lebenselixier in sich sog, während er glaubte, daß sie allenfalls aus Furcht vor den nächtlichen Erdstößen seine Gesellschaft duldete. Erst der mitternächtige Wächtergesang mahnte ihn daher zum Aufbruch.

Sie standen sich gegenüber, sahen sich fragend an und reichten sich schließlich doch die Hände, obwohl sie fühlten, daß dies kein Abschied sei. Aber schon erklang es ferner zum zweiten Male

Hütet wohl Feuer und Licht,
das uns Gott b'hüt, das uns Gott b'hüt
So loben wir Christ und Maria . . .

und verwehte schnell in dem Regenwindgeflüster der ruhelosen Nacht. . .

* * *

Narzissus Österle saß auf dem Rand seines halbgepackten Koffers und lauschte dem Rauschen der aufgewühlten Bäume, und wie der Strahl des Gartenbrünnleins bald mähnenhaft zur Seite flatterte, bald wieder blatternd in das Becken fiel.

„Die statuen seynd sehr nett benebst den schönen Vasen. Man hört Neptunum auch mit seinen Wassern blasen" — wiederholte er, in Gedanken an die zierliche Herrin des Gartens, die ihn den barocken Reim gelehrt hatte, und geriet ins Nachsinnen darüber, wie rasch bei den Frauen Regen und Sonnenschein wechselt und die leicht ihr beweglicher Geist aus Verstrickungen schwebt. Durfte er dem fraulichen Zuspruch trauen? Wohin würde sein Schicksal sich wenden? . . Windstöße fuhren in die dunklen Wipfel, daß sie aufrauschten und das Brunnengeplätscher verschluckten... Aber wenn das Rauschen stille ward, plätscherte wieder das Brünnlein . . . Doch auf einmal ging mit der Stille, die hinter dem Baumrauschen kam, die Türe auf und hereintrat mit zwei brennenden Lichtern in der Hand — Frau von Rädlin!

Nachdem sie mit einem Blick auf den gepackten Koffer gesehen hatte, daß es für sie nichts mehr zu tun gab, stand sie eine Weile unschlüssig vor ihm, da sie zweifelte, wie er mit der wehen Liebe zu einer Braut im Herzen, das aufnehmen würde, was sie zu tun sich anschickte. Doch fiel ihr zur rechten Zeit ein, was Frater Isaak von St. Lutzen im Beichtstuhl zu sagen pflegte: „Hascht du unsern Herrgott damit beleidige wolle? . . . Dann isch auch kei Sind!" Und sie wollte unsern Herrgott nicht beleidigen. Nein, sie wollte ja Gott wiederfinden — Gott, sich und die

Welt und wieder teilnehmen lernen an ihren Geschicken und Wundern. Und als wenn die Welt in Menschengestalt in ihr Haus gekommen wäre, ging sie zwischen den beiden brennenden Leuchtern, mit dem Gefühle einer Auferstandenen gegen ihren Erwecker im Herzen, auf den Heilsboten des Weltreiches zu, hob das Gesicht schlafwandlerisch zu ihm empor und näherte es seinen Lippen mit einem zaghaften Kuß, der von einer leisen Probe, ob die lange verachtete Welt sich noch lieben lasse, je länger je entschlossener in einen erlösenden Weihetrunk überging, der sie entsühnen und reinigen sollte von dem Lebensekel, der sie verzehrte.

Und Narzissus Österle, von dem Schauer des schicksalvollen Augenblickes mitergriffen, hielt still und ließ sich von den segnenden Frauenhänden die Binde von den Augen nehmen, die ihn hatte daran verzweifeln lassen, von einem Weibe noch geliebt werden zu können. Nun wurde ihm das Wunder, daß eine ferne Seele sehnsuchtsweh nach ihm verlangen sollte, in dem Kusse der gegenwärtigen zur Gewißheit, und voll Dankesglück wagte er es, die Lippen auf die Stirn der hilfreichen Fee zu senken, die ihm Glauben und Hoffnung wiedergeschenkt. Noch aber hatte er seinen Mund nicht bis zur Berührung genähert, als er durch eine plötzliche Erschütterung seinem Ziele zugestoßen wurde, und obwohl er sofort erschrocken zurückfuhr, eine leichte Blut-

spur auf der getroffenen Stirne hinterließ. . .
Allein, je gewisser es wurde, daß die Erde bebte, um so heftiger klammerte sich Frau von Rädlin an ihren Besitz, als hätte sie den Wunsch, in dem ersten und letzten Kusse ihres neuen Lebens von der Erde verschlungen zu werden. Denn niemand trinkt so in vollen Zügen den Kelch des Augenblicks, als der findet und verzichtet zu gleicher Zeit. Endlich riß sich die Traumtrunkene los und eilte mit ihrem Leuchter hinaus. . . . Und oben und unten brannte die Nacht ein gleiches Licht; und beiden Menschen sang der verschüttet gewesene Quell . . .

* * *

Mancher Wassertropfen sprühte seitdem über den Quellenrand, den roten Flor benetzend, der brennende Liebe heißt. Und dicker Efeu umspinnt den kühlen Platz im duftenden Gebüsch, der unter dem Namen „Narzissusbank" im Schatten der alten Ulme hergerichtet ist. Aber immer noch befindet sich dort der Lieblingssitz einer ergrauten Frau, der die wiedererwachte Quelle einen wehen Haß aus dem Herzen sang und das Licht einer Abschiedsstunde goldene Morgenwolken schickte in die Nacht ihres verfehlten Lebens. . . .

## Der Gesandte von Bismarck

Wie ein Blitz war dem jugendlichen Deichhauptmann von Schönhausen das blanke „Ja“ von den stolzen Lippen gefahren, mit dem er sich verband, am Frankfurter Bundesratstische den Sitz eines preußischen Gesandten einzunehmen. Ein sechsunddreißigjähriger Gutsherr von Gardemaß, der nie ein diplomatisches Schriftstück gelesen! In militärischer Haltung hatte er seinem König, der diese Kühnheit bewunderte, entgegnet: „Der Mut ist ganz auf Seiten Eurer Majestät!“

Welche Stimme hatte aus ihm geredet? Verbrennt uns zuweilen ein übernatürlicher Augenblick zur gewaltigen Flamme, die geheimnisvoll ins All entschwindet, und entläßt uns sofort wieder als irdische Schlacke, wenn die Flamme uns entflohn?

In der Tat — kaum daß der freie Landjunker in der geschäftigen Mainstadt, wo der ältliche General von Rochow einstweilen noch das Gesandtschaftssiegel führte, hinter hohen Aktenstößen saß, von früh bis spät eingekerkert, in dem

Salongefängnis des Bundestagshotels, so schlug er wild die Faust auf den Rokokotisch und fragte sich, welche Teufelsgewalten das schicksalsvolle Wort aus ihm emporgeworfen, und warum er nicht lieber bei Weib und Kind geblieben und Roggen auf Schönhausen gebaut, statt hier Ballen Papier zu verschmieren, in Kommissions- und Plenarsitzungen, die bis in die Nächte dauern, leeres Stroh zu dreschen und zwischen Tür und Angel die Zeit heranzuwarten, wo er selbst das Steuerrad ergriffe! Rochow zeigte verdammt mehr Lust, sich an der rheinischen Sonne bräunen zu lassen, als ihm das Feld zu räumen. . . Der Teufel sollte diesen Zustand länger ertragen.

Er dampfte vor Tatkraft, und manche schlaflose Nacht hallten seine Reiterstiefel bis zum grauenden Morgen durch die dunklen Frankfurter Gassen. Wie Rübezahl streifte er durch die Wälder des Taunus, des Spessarts, des Odenwalds; fuhr mit der Wasserdiligence den Main hinab, um sich auf der Mainzer Schiffbrücke in die Stunde zu verlieren, als Johanna in ihrem flatternden Genfer Mäntelchen dort neben ihm stand; und dreimal schon hatte er das Telegramm an den Minister bereit, in dem er binnen vierundzwanzig Stunden in sein Amt eingesetzt zu werden verlangte oder seine sofortige Entlassung forderte. . . .

An einem herrlichen Julitage, als selbst in

dem muffigen Legationsbureau der Aktenstaub regenbogenfarben auf schrägen Sonnenstrahlen schwebte, schien die angesammelte Elektrizität ihre höchste Spannung bei ihm erreicht zu haben. Er schritt im Zimmer auf und an und tobte: „Galeerenarbeit. . . bestes Feuer verrauchen lassen. . . Fibuz zu sich selbst zum Teufel . . . sein gutes Heim aufgegeben. . ."

Sein Attaché, der schüchterne Lynar, sah ihn an wie einen leidenden Titanen.

„Das ist zu viel, sage ich!" — schrie er und riß das Fenster auf. Lynars weißer Pudel, der auf dem Teppiche lag, winselte mit, wie leises Weinen. . .

Da erhob sich Lynar vom Schreibsessel, stellte sich zu ihm an das geöffnete Fenster, wendete seinen Blick fragend hinaus in den kornblumenblauen Sommertag und erinnerte ihn sanft, wie man zu einem Schwerkranken spricht, an den Besuch in Johannisberg, zu dem der greise Fürst Metternich schon wiederholt seine Einladung geschickt hatte.

Fürst Metternich! Der unlängst aus der englischen Verbannung Heimgekehrte! . . . Der als erste Stätte auf dem wiedergewonnenen Heimatboden sein altes Geburtshaus am Rhein aufsuchte! . . . Der Treue, der auch in den Tagen seines höchsten Glanzes nicht an Koblenz vorübergefahren, ohne sich den Metternicher Hof bis zum letzten Dachwinkel aufschließen zu lassen

— das Boudoir seiner Mutter . . . die kleinen Stuben, wo er mit dem Hofmeister gehaust. . .

Er mußte an Schönhausen denken. . .

Das war sein Mann! Keine von jenen verknöcherten Exzellenzen, die hier ordenbehangen um ihn herumstelzten. . . Ein Romantiker war er — auf seinem Schloß, das von dem sonnigsten Rebenhang des Rheins herabglühte. . .

Auf! Fort von Bureaukratie und Aktenstaub — zur Urmutter Natur, wo wilde Sonne brennt und die Woge das Ufer peitscht. . .

Der Pudel sprang auf und wedelte und merkte, daß es ging.

Es war eine eigentümliche Fahrt. Das zarte Delfter Blau, in dem sich die Sättel der waldigen Taunuskette neben dem Reisewagen mitwiegten, verwischte sich bald hinter der Weißglut geladener Dünste. Aschenschwarze Wolken schoben sich scharfgerändert aus der Wetterecke des Gebirges vor und verschatteten die hohen, goldenen Ährenfelder, in denen ein schlaffer Wind wühlte. Stickige Schwüle stieg aus dem Staub, nur selten von einer fernen Welle des trockenen Heues durchduftet, das die Bäuerinnen überall noch eilig auf die Leiterwagen gabelten. Dicht über dem Wasserspiegel jagten die Schwalben und netzten sich die weiße Brust in der Flut. Und General von Rochow, der sich der Fahrt ebenfalls angeschlossen, hatte abwechselnd das schwimmende Mützenleder zu wischen und gegen die Schnaken

zu fechten. Doch das Gewitter entlud sich nicht.

Einsilbig saß der feurige Legationssekretär im Wagen und schaute wie Wotan unter dem großen, breitkrempigen Strohhut in die Ferne... „Schönhausen, ganz wie Schönhausen!“ rief er versunken, als sie an den ersten rheingauischen Herrensitzen vorüberrasselten. „Meine liebe Zampel“ — als das Gefährt den plätschernden Kiedricher Bach überschritt. „Der Kniephof!“ seufzte er leise und zog den Duft einer mächtigen Linde ein, die am mohnroten Feldrain in der grellen Sonne stand. . . .

Der verstehende Lynar, um ihn mit seinen Gedanken allein zu lassen, hielt Rochow im Gespräch, aus dem Bismarck manchmal nur dunkel ein Wort aufgriff... „Rheinische Backofenglut..“ . . „Wie es reift!“ war das geheimnisvolle Echo. „Wie es reift“ — wiederholte er im unverwandten Anblick der reichbehangenen Rebgärten und pfirsichglühenden Spaliere, die sein Auge angestrengt im Vorüberfahren abwanderte. Solchermaßen arbeitete es in ihm. . .

Unterdessen waren sie in Winkel angekommen, wo der Weg zum Johannisberg abzweigt. Da aber zeigte es sich, daß das, weswegen er die Reise unternommen, innerlich schon überlebt, und ihm zuteil geworden war, und der Seitenpfad zu dem Schlosse hinauf jetzt nur ein lästiger Abweg gewesen wäre von der Hauptstraße

seines Drangs, der ihn dem Strome entlang vorwärtstrieb. Konnte es im Grunde größere Gegensätze geben, als ihn, den Diplomaten in Holzschuhen, und den ministre papillon! Und was sollte er jetzt auf zierlich gepflegter Schloßterrasse zwischen Semperflorens-Rosen und einer in Töpfen gezogenen Orangerie anfangen!

Rochow, wegen seiner heimlichen Mitbewerbung um den Frankfurter Gesandtschaftsposten befangen, ließ sich ohne Widerspruch den edlen Tropfen aus den fürstlichen Weinkellern von den Lippen reißen und schickte nur einen verlechzten Blick nach dem entschwindenden Schlosse auf die Höhe hinauf – ohne zu ahnen, daß seine Gegenwart mit die Ursache war, warum es den andern vom Menschen fortdrängte ins Grenzenlose der Natur, bei der wir uns allein von unserer letzten Einsamkeit befreien, weil wir im tiefsten mit ihr zusammenklingen.

Und wie jeder redliche Entschluß erfrischt, so begann auch der junge Diplomat, nachdem er sich den Weg frei gemacht in eine unbestimmte Weite, seine Verschlossenheit mit dem beginnenden Abend abzuwerfen, sich den Traum von seiner pommerischen Heimat aus den Augen zu wischen und mit erhöhtem Pulsschlag zu fühlen, daß er nicht mehr an den Wiesenbächlein der heimatlichen Scholle, sondern am Rheine war — dem deutschen Strom! So lebhaft zeigte er jetzt nach der dunkelnden Giebelfront der Hallgarter

Zange, jetzt nach den heidnischen Walddolmen der Rabenköpfe, jetzt nach den goldgelben Sanden und Pappelauen mitten in den Fluten, daß Lynars Pudel den deutenden Händen bald herüber, bald hinüber, die Vorderpfoten über den Wagenschlag gelegt, nachsprang, um zu ergründen, was es da draußen zu apportieren gebe. . . Als sie aber neben der reichgezackten Silhuette des Adlerturms mit seinem Birkenbäumchen in der Zinnenkrone in Rüdesheim einfuhren, drüben auf dem Rochusberg die Kapelle im Mondschein aufragen sahen, das dunkle Felsentor, das der Strom durchbricht, mächtig vor ihren Blicken lag, und rings um die Ufer die abendlichen Lichter an den Berglehnen sich entzündeten, als sei Vineta heraufgestiegen — da wußte er, daß ein höher gewolltes Ziel ihn richtig geführt hatte. . .

Und während der Engelwirt seine Begleiter von dem Wagenschlag durch den vornehmen Treppenpavillon in den Gasthof komplimentierte, stand er just, wie er aus dem Reisewagen gesprungen, schon am grasigen Ufer drunten, an dem muschelknirschenden vordersten Kiesrande, — allein mit dem erdgeisthaften Rauschen der nächtlichen Brandung. . . .

Das Gewitter hatte sich jenseits der Berge entladen und gereinigte Lüfte herübergesandt. Der Wisperwind kam aus den Felsentoren und kräuselte Schaumkämme über die Wasserfläche,

die im Mondschein spiegelte, als glühte das Nibelungengold aus der Tiefe herauf. . . Er stand mit seherischen Sinnen, und setzte sich allmählich dem Stromlauf folgend, in Bewegung wie ein Nachen auf den Wellen treibt, immer von dem Verlangen gequält, dem Strome näher zu kommen, anstatt verurteilt zu sein, auf dem Leinpfad nebenher zu schreiten — bis er an die Klippe gelangte, darin der Lehrer Metternichs sein Herz hatte begraben lassen, daß es dort ewig umwiegt sei von den heiligen Wogen, über denen der Geist des Vaterlandes schwebt. Da riß es ihn plötzlich hin, all das Licht der Wasser in die Arme zu fassen und, dem verankerten Dreibord seine Kleider hinterlassend, warf er sich in die Flut, und tauchte bald wie ein Rheingott in der Ferne auf, wo die Mäuseturminsel mit ihren Pappelhain traumhaft aus der Tiefe steigt. . . .

Und während er sich auf den Wellen dahinwiegte, von der riesigen Stufenpyramide der Weinberge und monddunftigen Waldhöhen eingeschlossen, überglitzert von Sternen, die durch die Fensterhöhlen der getürmten Burgruine schauten, und der schäumende Wogenfall des Bingerloches durch die Stille donnerte, da fühlte er, wie er dem ganzen Lande angehörte; wie seine Arme erstarkten, indem er spielend die Flut bezwang an einer Stelle, wo die Strömung reißend den gefährlichen Felsenbänken entgegen-

schießt; und wie in seine Schultern die Kraft strömte, das Schicksal des geliebten Landes zu tragen. . . .

Aber nur die murmelnden Wogen, die der Wiegengesang des Lebens sind, vernahmen, wie es ihn, reingebadet von Druck und Zweifel, betend erfüllte: In sein Wirken hineinzutragen und nie zu verlieren, was er, in der lichten Dunkelheit schwimmend, in weiten Armen hielt! Mit den Füßen im Bodenlosen schwebend auch am Tische des Rates! Aus der Urtiefe des Elementes das Wort hinaufzurufen und die Tat zu schwingen — die wilde Woge im Blut und Sternengüte, Ruinenschweigen und Donner der Gegenwart, Felsenfinster und streichelnden Wind! Und das Segel des Staatsschiffes zu bewegen mit den Sturmodem des ganzen Weltzaubers, der allein an die Küsten des Lebens bläst! . . .

Als er ans Ufer stieg, saß der weiße Pudel, der den Weg zu dem leeren Nachen gefunden, auf seinen Kleidern und erkannte ihn erst, als der Riese sich wieder in der Maske des bürgerlichen Rockes verborgen hatte und, während das Flämmchen der fernen Lichtboje auf den Wassern tanzte, schweigend im Dunkel neben ihm schritt.

## Die Römerin

Es war eine wehe, schwarzseherische Liebe, die sie empfindlich und unsicher machte. Nicht mehr jung genug, um es zu überleben, wenn sie sein Herz wieder verlöre, wovor sie im geheimen eine undeutliche Bangnis verspürte, zauderte sie noch immer, den Goldreif, den sie längst auf dem Busen trug und in den Nächten mit ihren Küssen bedeckte, sich offen von ihm an den Finger stecken zu lassen.

Er hatte sie auch diesmal, wo sie im bunten Gewühl der alten Rheinstadt sich unauffällig zusammenfanden, nicht bewegen können, in die Laterne des heiteren Stephansturms mit ihm hinaufzusteigen, in den sich manches Paar vom Traualtare aus hinaufgestohlen, um seine Hochzeitsreise dort im blauen Himmel zu verträumen, während die Welt den Reisewagen über allen Bergen wähnte. Nein, wenn sie sich einmal auf den Turm der Liebe hinaufführen ließ, so wollte sie auch sicher sein, daß sie nicht mehr herabzusteigen brauche, sondern wirklich noch die Königin an Schönheit und Jugend für ihn war, als die

sich jedes Weib, das liebt, dem Manne darzubringen träumt. Freilich würde sie auch dann keinen Augenblick im Himmel schweben, ohne zu vergessen, daß drunten schon der Tod bereit stand, um sie von ihrem seligen Turme wieder herabzuholen. Denn welches Restchen Leben nur blieb ihr übrig, während sie noch tausend Jahre ihn zu besitzen sich sehnte — wenn es schon einmal das Schicksal der Liebe ist, erst auf der Höhe der Tage dem Bräutigam zu begegnen und die Strecke, die wir bis dahin durchschritten, ewig als verloren zu betrauern.

Wer räumte ihr den Tod aus den Augen, der ihr überall in den Weg trat, daß sie die Hand nicht ausstreckte nach dem ersehnten Besitz, um ihn nicht wieder zu verlieren! Denn das schien ihr das Unerträglichste: Nachdem wir an tausend Herzfasern uns eben verankert haben in der Welt, wieder herausgerissen zu werden aus unserem Wurzelgrunde. Sie fühlte es schaudernd vor, wie sie in verzweifeltem Todeskampfe sich an alles, was sie Liebes auf Erden besaß, anklammern und mit Leibeskräften gegen den Tod wehren würde, und fragte sich, ob es nicht besser sei, zu entsagen und das Glück nicht gekannt zu haben, als sich wieder von ihm trennen zu müssen und in trauriger Vernichtung ewig am Strand der Vergessenheit zu liegen, wie die Kiesel, die die Woge rollt. . . .

Sie ging mit aufgerissenem Herzen neben

ihm durch die lärmenden Straßen und wendete ihm bei seinen beschwichtigenden Liebesworten in lächelnder Beherrschtheit nur manchmal die mitleidgütigen Augen zu, bis sie den Zwang, den das dichte Menschengetriebe ihnen auferlegte, nicht mehr ertrug und sich mit ihm in das efeuumsponnene Portal eines alten Museums flüchtete, das sie wie eine Insel des Schweigens aufnahm . . .

Wer hätte erwartet, daß in einem toten Museum das Lied des Lebens erklänge!

Aber als sie in einem verschwiegenen Seitengange zwischen den verstaubten Steindenkmälern der Jahrhunderte sich ihm verzweifelt an die Brust warf und an seinem Halse weinte: „Stoße mich fort! Ich bin nichts mehr nütz!“, da fing ein Totengerippe in der Fensternische plötzlich an, ihr das Lebenslied zu singen. . .

Sie wandte sich mit nassen Wimpern und ließ sich allgemach näher führen, lauschend und schauend. . . .

Es war das Skelett einer Römerin, in ihrem Glassarge hingelagert wie man sie aus der Grabkammer gehoben, von so adligem, zierlichem Bau, daß sich die Linien der jugendlichen Gliedmaßen lebhaft darin andeuteten, hingegossen wie von dem Bräutigam eben aufs blumenbekränzte Lager getragen, die silbernen Armspangen noch lose um das beinerne Gelenk, und die lückenlosen Reihen der Zähne so schim-

mernd-weiß, als wären sie noch naß vom Tranke des Lebens. . .

Vor einem Jahrtausend hatte man sie ins Grab gesenkt, verschüttet in der Erde; aber sie war wieder hervorgestiegen, ans Licht geschwebt und badete sich hier in ihrem Glashause in Sonne, Wolken, Mond und Sternen, die durch die Scheiben zogen, und im Glanz der vorüberwandelnden Menschenaugen und sang:

„Mich schmerzt nicht mein Fleisch, weder Wangen, noch Brüste, Haut nicht und Haar. Nur die Zähne behielt ich, mit ihnen zu lächeln. Denn abgefallen ist das Leid — ich bin der lächelnde Knochen; abgetan ist die Maske des Angesichts — und der bekränzte Urstoff schaut euch an. Im Leben sind sie an mir vorübergegangen, aber jetzt steche ich die Schönste aus, und die an Tausenden vorübereilen und ihre Schönheit nicht sehen, verweilen vor mir. Denn ich habe den Schleier gleiten lassen von der nackten Harmonie und mich zu erkennen gegeben als eure innerste Verwandte, als das bloßgelegte Gesetz, und ich ruhe und lasse mich erleben und biete mich euch dar, da ich weiß, was ich dem Traumbild, das ich erwecke, schuldig bin. Nicht der Tod bin ich, sondern das Leben des Lebens, die Musik der Erscheinungen und der Gesang des befreiten Kerns. Wo Menschen mich anschauen, lasse ich Träume aufsteigen, und Legionen von Lebensgeistern nehmen ihren Ausgang von mir. Mein

Mund haucht dem Wesenlosen Odem ein und schickt in das Spiel des Werdens die endlose Kette der Gestalten, die mich ihre Mutter nennen. Kinder werden erzeugt unter meinem Lächeln, Paare sich in die seligen Arme gezwungen, ich gieße den Rausch in die Adern der Welt, ich beflügle zum Sturm des Strebens, die mich anschaun, und trocne die Tränen meiner weinenden Schwestern. . ."

So sang die Römerin. Und der Mann, an das Messinggeländer ihrer Ruhestätte gelehnt, verlieh ihrem stummen Gesange Sprache, bis das Mädchen an seiner Seite, das in verlorenen Schweigen seine Hand hielt, wie aus Erinnerungen erwachend sprach — fern wie die verschwebende Melodie:

„Doch hast du dasselbe, was sie vermag, nicht auch von mir gesagt, der Lebendigen?"

— „Das Leben vermag es und der Tod vermag es, beide singen sie das Lebenslied!"

„Aber sie war schön, da sie lebte, und leicht klingt über das Grab hinaus, was im Leben erklang!"

— „Deine Liebe ist deine Schönheit, wie ihre Liebe allein ihre Schönheit war. Denn unlieblich war sie von Angesicht und herb, was von ihren Lippen kam. Und sie jagte dem Schönen, das sie an sich nicht fand, in dem andern nach, bis es an den Tag kam, daß es als innerstes Gerüst ihr ganzes Wesen getragen. Denn die Sehn-

sucht nach dem andern ist die Sehnsucht nach dem vollendeten Urbild unseres eigenen Selbst, das wir tief in uns tragen, aber nicht anders erreichen, als wenn wir uns im andern finden. . ."

Und sie fühlte an der Schönheit, die sie erfüllte, daß sein Wort an die Tiefen der Wahrheit rührte, und strömte über von jenen Tränen, in denen das Unendliche drinnen und das Unendliche draußen ineinander glänzen. . .

In den dämmerigen Gängen aber und zwischen den Säulen der Wölbungen umher standen die alten Steindenkmäler, in denen die Mienen vergangener Geschlechter, die Spiele der Kinder und die Liebe der Gatten eingemeißelt waren, und sangen mit das Lied von der Schönheit, die nicht stirbt, und von dem Glück der Sekunde, das über tausend Jahre hinaus sein Lächeln aus totem Stein in die Menschenherzen strahlt.

# Maya

Fritz Rottländer, dem man den Oberförster an seinen bronzebraunen Händen auch in Zivil ansah, befand sich auf der Reise zu seinem Freund Klemens Gerhardus, der in einem gottverlassenen nassauischen Landorte jüngst die alte Amtsapotheke erstanden hatte, über deren Eingang ein in lustigen Ostereierfarben angestrichenes Gesims von Schwalbennestern klebte.

Er lehnte sich bequemer ins Wagenpolster zurück und las noch einmal: „Gott sei Dank, daß Du kommst! Lebewohl dann, Gefängnis, seit Monaten nicht verlassen! Wieder Luft und freie Natur! Mit Dir, Du Waldmensch und Tierfreund! Es soll ein Strolchen geben und ein Streifen —“

Er schlug sich lachend auf die Schenkel. Als ob man nicht merkte, daß er, „der Waldmensch und Tierfreund“, nur der Umweg war zu seiner noch viel tierfreundlicheren Schwester!

Deshalb wunderte er sich einigermaßen, als von Karla immer noch mit keiner Silbe die Rede war, nachdem sie schon drei Tage lang ununterbrochen die einsamsten Wälder durchpürscht hatten.

Als sie aber zum erstenmal in den Muldensesseln eines ausgebeuteten Basaltkraters ausruhten, wo noch vereinzelte gestückte Steinsäulen wie Saurier-Skelette die gegenüberliegende Erdwand durchwuchsen, klopfte er auf den Busch.

„Hör mal, Klemm! Treibt dich etwas um?"

„Ich muß deine Gesellschaft ausnutzen. Hast du nie die Verlegenheit empfunden, die uns vor Kindern befällt, wenn du allein mit ihnen bist und plötzlich inne wirst, wie weise sie sind, wie sie Vorstellungen entwickeln von Tiefblick und kühner Phantasie, daß sie die Erwachsenen zu sein scheinen und du dir wie das Kind vorkommst? Denn es gibt keine Altersgrenzen, und sie wissen alles wie wir — nur dämonischer, gotthafter. Und so, siehst du, geht es mir hierdraußen, wenn ich allein bin mit dem geäderten Blatt, mit dem nickenden Zweig, mit . . ."

„Nun, und?"

„Ich habe einfach Angst! Gibt es etwas Unheimlicheres als die Motte, die mit raumahnenden Fühlern in die Ferne tastet und stundenweit der Braut zufliegt! Als ein Baum, wenn aus seinen hundert Fenstern die Helle auf dich blickt! Oder die Spinne, die im Herbst ins Haus hereinkommt und sich hinter die Bilder setzt! Diese Tieraugen — unergründlich, wissend, überlegen! Hast du je vor einem Raubtierkäfig die unendliche Verachtung bemerkt, mit der die Bestien durch dich hindurch blicken, in stahläugiger Festigkeit,

daß es einem durch Mark und Bein geht? Oder sind Tiergärten mit den wahnglühenden Augen rings in den Kerkerreihen nicht wie der siebente Höllenring? Denke dir, dieser Wahn! Du fragtest mich, warum ich mir keinen Hund halte. Ich entsetze mich vor dem fremden Blick, der unbekannten Welt, dem dunklen Abgrund des andern Hirns. Jetzt wirst Du es begreifen. Nicht wenn du dabei bist, aber das Alleinsein mit ihnen! Eben umwedelt er Dich, und plötzlich wenn du die Schüssel mit den Knochen hinstellst, verwandelt er sich in einen knurrenden Feind; fletscht, knappt nach deiner Hand. Welche Bilder müssen sie von uns haben! Welche Wahnvorstellungen, du! Und alles das mit derselben Miene, dieser Maske, der du weder Qual noch Freude ablesen kannst; vor der du nie weißt, ob du geleckt oder zerrissen wirst . . ."

„Ja, mein Lieber, wenn ich die Welt so ansehen wollte! Dieses Grauen mußt du halt überwinden. . . Aber ich verstehe noch immer nicht —"

„Die Furcht ist das geistige Warnungssignal, wie der Schmerz das körperliche, das die verbrannte Fingerspitze vor dem glühenden Ofen warnt. Eine Fliege überträgt die furchtbare Schlafkrankheit und eine Ratte verschleppt die Pest. Es ist nicht umsonst Abscheu gesetzt zwischen Samen und Samen! Alle Kreatur fühlt die Nähe ihres Feindes. Wer sagt mir, ob mich in jenem Raben nicht mein Verfolger umkreist?"

„Das ist die Höhe!"

„Ich glaube, daß alles möglich ist."

Fritz Rottländer schüttelte den Kopf. „Es ist haarsträubend mit dir. Seelenwanderung! Bazillen! Aber ein Wunder ist es nicht! Wie kann man im Urwald leben und hinterm Ofen hocken? Geh hinaus und kriege Bazillen! Ein Gesunder kriegt immer zwei davon, die sich gegenseitig wieder umbringen ... Und warum soll das Viehzeug dir übel wollen, wenn es mir ...? Oder warum meinst du, sollte es mit mir gutfreund sein, der es niederknallt? Weißt du! ...

„Es ist das Wunderbare an der Liebe, daß sie die Hand noch küßt, die sie tötet. Ich darf ihnen mein Herz vor die Füße werfen, so wissen sie doch, ich liebe sie nicht. Du hast dein gefangenes Käuzchen fortgejagt, und es kehrt allabendlich treu an das grausam verschlossene Fenster zurück. Aber hast du nie gefürchtet, sag, daß sie nachts, wenn du im Schlafe liegst, in langem Zuge ankämen, alle, die du gequält und getötet hast, über dich herfielen und Rache forderten?"

„Hör mal, Klemm! Allmählich lerne ich an die Verrücktheit der Apotheker glauben." Und der Grünrock versetzte einigen Steinen mit der Ferse einen Tritt, daß es in dem molkengrünen Unkentümpel unter ihnen hoch aufspritzte.

Der Apotheker sprang auf wie von der Tarantel gestochen und wischte sich entsetzt den Spritzer vom Gesicht. „Du lachst? Eine solche

Lehmkaute war der Anfang.“ Und stehend erzählte er nun, wie er als Junge einst in einen wasserpestdurchwachsenen Sumpf hineingepatscht war, aus dem der Tonboden gelb und rot wie ein Unkenbauch aufschimmerte; wie sich seine kleinen Stulpenstiefel mit Wasser füllten, quietschten und quatschten, als wenn seine bloßen Füße auf wimmelndes Salamandergeringel träten; wie er sich halbohnmächtig vor Ekel strampelnd auf die Erde geworfen und erst wieder zur Vernunft kam, als die anderen die Schaften von den nassen Strümpfen losgebracht hatten. Wie er nachher Hekatomben der geschwänzten Brut in einer Pferdekrippe verbrannt und sich an dem Anblick der verkohlten Kadaver geweidet habe, dann aber die hellen Töne nicht aus dem Ohre verlor, die das stumme Gewürm im Schmerze unerwartet ausgestoßen.... Wie das Larvengezücht schlecht mache und Mördergefühle erzeuge; daß ihn zuweilen verlange, mit der Büchse in der Hand die verhaßten Verfolger zu dezimieren, um sich endlich Ruhe zu verschaffen.

„Nun gut, du warst ein Wüterich wie alle Jungen, die Frösche aufblasen, Maikäferköpfe essen und Enten den Bürzel ausreißen. Aber was in aller Welt verfolgt dich darum, Menschenskind?“

„Paß auf! Ich sitze eines Tages auf der Bank eines alten Parks und höre das huschende Geräusch eines kleinen Vogels hinter mir. Wie ich mich

umdrehe, sehe ich ein Rotkehlchen auf niedrigem Aste sitzen und mich von oben herab herausfordernd anschauen. Ich stehe auf und gehe auf das graue Ding zu. Es guckt mich mit seinen schwarzen Mausaugen an und bleibt furchtlos sitzen. Ich bewege meinen Stock — es bleibt ruhig auf seiner Astsprosse sitzen. Und wie ich so Aug' in Auge vor ihm stehe, erfaßt mich ein derartiges Grauen vor der gespensterhaften Sicherheit des unheimlichen Zwergenwesens, das mich unerschrocken auf sich zukommen läßt und nicht daran denkt, davonzufliegen, daß ich wie in Abwehr gegen die dunkle Macht in den kohlschwarzen Augenpunkten, die mehr als ich selbst über mich zu wissen und meiner zu spotten scheinen, blindlings um mich schlage. Denn wenn ein Fisch in der Glasglocke plötzlich zu sprechen anfinge, könntest du nicht bestürzter vom Stuhle aufschnellen, als mich die versteinerte Ruhe dieses kleinen Federklümpchens erregte. Ich hatte es getroffen, als wenn es hätte getroffen werden wollen. Mit dem roten Fleck auf der Brust lag es im Grase und ich stand schamgebeugt davor und fragte mich, wie ich ein solches Geschöpfchen umzubringen imstande war; es brannte mir auf der Stirn wie ein Kainszeichen."

„Und du müßtest nicht der romantischste Salbenreiber sein, den ich kenne, wenn du seitdem nicht glaubtest, daß du kein Glück mehr auf der Welt hättest, weil du den „heiligen Vogel" getötet hast, der das Antlitz der Erschlagenen, die

er im Walde findet, mit Blumen bedeckt und den Blutstropfen auf die Brust bekam, weil er unter dem Kreuz des Heilands gesessen und hinaufschaute, während die Kreuzschnäbel sich bemühten, die Nägel aus den Händen des Herrn zu ziehen!“

Durchaus nicht, durchaus nicht! . . . Die Schuld, die Schuld. . . Das Ärgste ist die Schuld. Sie teilt sich durch einen verborgenen Nerv der ganzen Schöpfung mit, daß ich geächtet bin bei allem verwandten Blut. Es klagt mich an, wenn eine Katze nichts von mir wissen will. Das ist es, warum ich das Haus nicht mehr verlasse. Warum ich vereinsamt bin. Darum habe ich — naturfern inmitten der Natur — nach deiner Ankunft geschmachtet. Du bist der Liebling alles Getiers und in Deiner Gesellschaft werde ich miteingeschlossen in ihre Freundlichkeit.“

Der Grünrock stellte sich vor seinen Freund, faßte ihn an beiden Schultern und blickte ihm lächelnd in die Augen: „Bist du dir sicher, daß du jetzt wirklich meine Gesellschaft meinst?“

„Dich habe ich freilich nicht immer . . .“

„Aber ich kann dir nur sagen, daß ein gewisser Jemand über das Kümmerdasein, das du alter Bockvergrämer hier führst, noch energischer den Kopf schütteln würde. In die Blumenkugel auf dem Eßtisch würde sie dir Salamander setzen. Die Frösche müßten ihr im Garten nachhüpfen, die Raben säßen an ihrem Küchenfenster und

Gehölz und Feld im ganzen Umkreis wären nur ein großer Tierpark für sie."

„Wie schön, wie schön! Ach, ich liebte ja alles; alles lernte ich lieben, wenn eine Menschenseele um mich bliebe wie sie oder du, ihr beide, daß die Kreatur sich daran gewöhnte, mich bei dem zu finden, der ihnen die Orpheusflöte bläst, und darum auch mir die Hände leckte, der es allein nicht versteht, mit ihnen umzugehen. Das ist mein ganzer Traum. Aber darf ich ein Wesen an mich ketten? Kann einem Menschen herzlich zugetan sein, wer gegen das Tier nicht gütig ist? Ach, mein ganzes Vertrauen ist zerrüttet. Ich bin nur ein unfühlender Selbstling, der einen Menschen so wenig wie das Tier zu verstehen imstande ist, und weiß nicht, ob ich noch wert bin ... Warum sagst du nichts?"

Fritz Rottländer wurde ernst.

„Was würdest du antworten, wenn ich dich fragte: Warum flöße ich dir eigentlich kein Grauen ein, der doch auch nur das Fenster ist, aus dem ein unbekanntes Antlitz von innen auf dich schaut."

„Du bist das Göttliche, das Gute. Du denkst nicht aus dunklem Abgrund herauf, bist wirkendes Licht. Dein Schweigen ist Schweigen. Du legst dein Herz in das Wort deiner Zunge, und deine Gedanken liegen ausgebreitet in fröhlicher Tat. Du bist das offne Antlitz der Natur und keine Maske, wie alle diese auf die Erde herabgestiegenen,

Tier- und Baumgestalt annehmenden Mächte. Du hast das Glück, sein zu können, was du bist, und doch dich auswechseln zu können mit jedem Erdending, das dich umgibt. Du umschließt die ganze Welt, die deine Heimat ist. Du bist —"

„Der Bruder meiner Schwester! ... Komm, es ist nicht gut, dergleichen auszuspinnen."

Doch während Fritz Rottländer seinen Freund tröstend unterm Arme faßte und weiterzog, fuhr dieser traurig fort:

„Ich bleibe ein Fremdling hier. Die Schöpfung ist gegen mich. Niemals untergehn zu dürfen in einem anderen Wesen, ist mein Schicksal. Niemals . . ."

Der Abend sank, und Fritz Rottländer führte seinen Freund am Arme durch die graue Dämmerung, als wenn er ihn beschützen müßte vor den Bäumen am Weg, die jetzt gespensterhaft aus dem Nebel auftauchten.

# Schwestern

Tante Lotta hatte das ganze junge Volk großziehen helfen.

Wenn beim Abendessen die Torglocke ging, so brummte Vater Rauh zwar jedesmal: „Gott, du Gott! Da ist sie schon wieder!“ Aber es hätte doch etwas gefehlt, wenn sie nicht täglich mit dem Strickstrumpf in ihrer Ecke gesessen hätte. Sie hatte die halberwachsenen Mädchen spazieren geführt und mit Stolz der Mutter hinter der Hand zugeflüstert, daß es zu schön sei, wie sie gar nichts merkten, während alles sich nach ihnen umdrehe. Sie hatte sich von den Jungens Zettel anhängen lassen, hatte ihnen als Kadetten die Wäsche besorgt, hatte Frieden gestiftet, wenn Familienzwist war, und einer Nichte nach der andern das Brautkleid nähen helfen. Aber am glücklichsten war sie, wenn einer der lieben Tunichtgute krank und hilflos darniederlag und sie konnte am Bette sitzen, ihm die Kissen zurechtlegen, sorgen und Nachtwache halten. Dann sagte sie schmunzelnd: „Gelt, es ist doch gut, daß ihr die alte Tante Lotta habt!“

Einer nach dem andern hatte schließlich die Heimat verlassen, und sie fand es gar nicht mehr schön auf der Welt, wo die Kranken so bald wieder gesund werden und die Kinder nicht immer Kinder bleiben, Einen allmählich nicht mehr brauchen und ihre eigenen Wege gehen. Allein es war ihnen allen unvergeßlich geblieben, wie das gute verhutzelte Geschöpf mit dem gelichteten gelben Scheitel beim Abschied der jüngsten Braut schluchzte, daß sich nun keine Menschenseele mehr um sie kümmern würde; und abwechselnd kamen sie daher von Zeit zu Zeit angereist, um sich wieder mal von den welken Lippen abschmatzen zu lassen, wie zur Kinderzeit, als der ungeduldige Vater Rauh immer abwehrend dabei auf den Tisch trommelte: „Alte Leute sollen Kinder nicht küssen. Alte Leute sollen K . . ."

Dann hieß es: „Weißt du noch, Tante Lotta, wie der Vater immer sagte, wenn du Durchzug machen wolltest? Geh an den Rheindamm zum Bahnwärter Corzelius, wenn's dir nicht luftig genug ist!"

„Ach ja, brummte er noch!" . . .

„Und weißt du noch, Tante Lotta, wie dir die Buben fürs Speicheraufräumen und Sachenverkramen den Mäuseorden verliehen haben?"

„Ja, ja, die Tante Lotta mußte der Sündenbock sein für alles!"

Und weißt du noch . . . und weißt du noch . . .

Dann aber legte sie regelmäßig den Zeige-

finger vor den Mund, blickte sich nach der Türe um und berichtete geheimnisvoll, wie die Haushälterin — die man aus einer Flut von Bewerbungen nach vielfachen Familienratsitzungen so sorgfältig für sie ausgewählt hatte — sie beim Kämmen an den Haaren ziehn, ihr die Kleider einschließe, Dinge tue, die man überhaupt nicht nennen könne.

Es schien ihnen zwar zunächst, daß die schrecklichen Enthüllungen nur ein verschämter Ruf der einsamen Person nach der entschwundenen alten Familiengemütlichkeit seien; und erblickten darin nur einen Grund mehr, um fortan häufiger nach dem „guten alten Tier" zu sehen. Allmählich aber nahmen ihre Phantasien von den Mißhandlungen und nächtlichen Schandtaten des Hausfräuleins, über deren drollige Erfindung sie anfangs gelächelt, eine Gestalt an, die ärztlichen Rat erforderte; und der alte Hausarzt, ein Gradaus und Praktikus, dem Probieren über Studieren ging, entschied nachdem er eine Weile mit dem Schlüsselbund in der Hosentasche gerasselt hatte: Tja, am besten wäre sie aufgehoben — in einem Krankenkloster.

Sie wurden ordentlich falsch auf ihn und fanden, daß nur ein so gleichgültiger rheinischer Windhund das liebe alte Familienstück in kahle Hospitalwände konnte verpflanzen wollen, wo man natürlich verrückt werden müsse, wenn man es noch nicht sei. Eine Haushutschel wie Tante

Lotta! Aber daß sie ohne Widerstreben in die Kutsche stieg, die man probehalber hatte vorfahren lassen, erschien ihnen doch als ein bedenkliches Zeichen.

Sie zog selbst an dem Griffkreuz der Schwesternhausschelle.

Schwester Agnes, die sich ein schweres Amt gewünscht hatte, ward ihre Pflegerin. Nicht aus unglücklicher Liebe hatte sie den Schleier genommen. Sie war ein Waisenkind gewesen und hatte als kleines Ding Elternstelle vertreten bei einer Schar von kleineren Geschwistern; und als schließlich alle, die sie mütterlich auf den schwachen Ärmchen geschleppt, in die Welt sich zerstreut hatten, da war sie das Sorgen und Betreuen so gewohnt, daß sie mit der Weihe zur Dienstmagd Gottes eigentlich nur den Namen eines Standes annahm, in den sie hineingeboren zu sein schien. Das war nun dreißig Jahre her! Aber in all den dreißig Jahren seufzte sie nach einem wirklichen Dienst, obwohl sie keine härteren Tage sich hätte wünschen können, wenn sie der Welt entsagt hätte zur Buße einer schweren Schuld. Sie hatte das Geschlecht der Stiftsdamen in allen Spielarten kennen gelernt. Hatte diejenigen, die jedes Geldstück in Papierchen einwickeln, die Streichhölzer zählen, in Schlüssellöcher pusten und Vorhänge an den Gauplöchern anbringen, mit der gleichen Ergebung ertragen wie jene, die gerade dann in Leiden verfallen, wenn es zum

Schwesternamt läutet, — oder ihren Überfluß nur in den Klingelbeutel überströmen lassen, wenn sie einen falschen Taler sonst nicht an den Mann gebracht. Sie hatte mit denen hausgehalten, die die Arme überm Leib zusammengeschlagen, jedes Ding, das der Herrgott werden läßt, durch ihre grünen Zähne ziehen, dagegen sich selbst beleidigt fühlen, wenn eine Fliege wider ihre Zimmerdecke toppt. Sie hatte alte Närrinnen vor dem Sonntagspaziergang, wo sie dem Herrn Pfarrer begegneten, in Spitzenkräuschen, rosa Hutbändern und gepuderten Stirnlöckchen vor dem Spiegel sich zukomplimentieren und knixen sehen und sich die Füße wund gelaufen für solche, die alle Klingelknöpfe lahm drücken. Sie konnte ein Lied davon singen . . .

Mit Tante Lotta war es anders. Tante Lotta hieß sie nämlich von vornherein; und wehe dem, der sie anders nannte! „Wer bin ich“ fragte sie dann und wupp! hatte sie ihm mit einer Behendigkeit, deren man sich von der schwarzadrigen Greisenhand nicht versah, auf die Backe gepatscht, was sie freilich naiv auf den Kopf stellte, um sich als Gegenstand ausgesuchtester Mißhandlungen bemitleiden zu lassen. Überhaupt lebte sie in der Vorstellung, noch als Herrin im eignen Hause zu walten und tauchte plötzlich im Keller, im Oberinnenraume oder in den Gemächern der Stiftsdamen auf. Die Stiftlerinnen fauchten und zischten; und obwohl Schwester Agnes manches

Mal ein strafendes Pscht ertönen lassen mußte, wenn Tante Lotta von Betquisseln und falschen Katzen sprach, so spielte im Hintergrunde ihres Herzens doch ein liebevolles Lächeln, wie bei den Untaten eines harmlosen Tierleins, hinter denen man eine ironische Absicht ahnt. Es war ihr sehr merkwürdig und trieb ihr eine heiße Blutwelle in die welken Wangen, als das sorgebedürftige Wesen, das sie bereits als ein Kind zu empfinden gelernt hatte, eines Tages in mütterlichem Tone sie selber „Kind" anzureden begann; und seit dem Tage glänzte eine Art Verliebtheit aus ihren Augen, wenn sie ihrem Pflegling den altmodischen Kapothut auf den Scheitel hob, auch noch das schwarze Spitzentuch, wie sie es wünschte, darüber band und immer noch einmal musternd ein widerspenstiges Härchen unter den Hutrand strich.

Wie zwei Schicksalsschwestern spazierten sie Arm in Arm in den Gartenanlagen . . .

Dabei geschah es zuweilen, daß Schwester Agnes eine Frage nicht verstand. Dann lächelte Tante Lotta und sagte: „Dir gehts wie dem tauben Bibo auf dem Nußbaum."

„Bibo? Was war mit dem, Tante Lotta?"

„Weißt du das nicht?"

Und dann erzählte sie die Geschichte vom tauben Bibo, der Wallnüsse pflücken sollte, und als der ängstliche Vater Rauh aus Leibeskräften auf den Baum hinauf schrie „Geben Sie acht,

Bibo, sonst geht's Ihnen noch einmal schlecht", herunter rief „Ja, es geht schlecht", worauf Vater Rauh ihn eiligst herunterbefahl und die Mägde durcheinanderjagte, bis endlich eine Flasche Wein aus dem Keller geholt war für den armen Bibo, dem es schlecht sein sollte, weil die verrückten Frauenzimmer den Mann partout auf den Baum steigen lassen müssen. Und der Bibo mußte sich auf den Gartenstuhl setzen, weil man alten Leuten nicht widersprechen dürfe, und ließ sich ohne zu wissen warum, ein Glas Wein nach dem andern eingießen, bis die Haustochter heimkehrte und von den endlich herausplatzenden Mägden erfuhr, warum der Bibo wie eine Pagode auf dem Stuhle saß und keine Nüsse gepflückt hatte.

Oder es geschah, daß Schwester Agnes sagte: „Komm, Tante Lotta, ich zeige dir das Meisennest in der Pumpe!" Dann schmunzelte Tante Lotta: „Du willst mir wohl die Petersilie zeigen?"

„Warum Petersilie, Tante Lotta?"

„Weißt du das nicht?"

Und dann erzählte sie die Geschichte vom Gemüsehändler Horn, der in einem schwebend im Keller aufgehangenen Fäßchen Petersilie zog, um mit dieser sinnreichen Einrichtung die zärtlich verehrten Dienstmägde der Nachbarschaft in den verborgenen Keller zu locken.

Nein, Schwester Agnes kannte auch alles nicht. Und Tante Lotta mußte auf ihre neu-

gierigen Warums die Geschichte von der Frau Choisi erzählen, die ihr Abendgebet immer noch französisch sagte, um sich in der Sprache zu üben, die sie im Mädchenpensionat einst gelernt hatte; die Geschichte vom Dachkater und vom ledernen Herrgott, vom Totenkutscher und vom Teufelsbanner — Überliefertes und Erlebtes . . .

So lösten sich buntscheckige Redeweisen und verwehte Klänge, die eine ins Kindesalter zurücksinkende Greisin im Munde führte, in lebendiges Geschehen und ausgebreitete Schauplätze menschlichen Treibens auf und stellten die weltfremde Schwester wieder in den natürlichen Zusammenhang mit Land und Leuten, aus dem sie die Klostereinsamkeit herausgerissen, und spannten die seit ihrer Jugend zerstörten Fäden der Familien- und Schicksalsgemeinschaft wieder vielverschlungen über die schöne Erdenheimat. Oder vielmehr: sie ließen ihr das hinfällige Wesen, in dessen Sprache der verzauberte Garten einer blühenden Kleinwelt der Geschichte beschlossen war, selbst als das Leben erscheinen, das Leben wie sie es einst gesehen hatte in warmen Kindestagen, die in ferner Erinnerung aufdämmerten, ein lange vergessen gewesener Traum . . .

Und sie erwärmte sich an diesem ärmlich flackernden Flämmchen, das dennoch das Sinnbild des Lebens für ihre entsagende Seele bedeutete, je mehr es dem Erlöschen entgegen ging.

Bald mußte Tante Lotta nämlich gekleidet, gewaschen und geämselt werden, wie ein wahrhaftes Kind; und Schwester Agnes mußte sie auf dem Schoß in den Schlaf wiegen und ihren Klumpen Zucker neben sie legen, damit sie artig sitzen blieb und nicht in verbotene Gemächer kramen und schnausen ging; und die Mutter erwachte wieder unter dem Nonnenkleide, die schon in dem kleinen Mädchen-Mütterchen geschlummert hatte und sorgte und bangte und — kämpfte für ihr Kind. Zwar erreichte sie leicht, daß man das greise Kind ruhig gewähren ließ, wenn es die Klausur durchbrach in dem Glauben, es gehe nirgends mit rechten Dingen zu, wo man ihr den Einlaß verwehre. Da Tante Lotta aber von Zeit zu Zeit auch die Stiftsdamen in ihre Kammer einschloß und bei den Vorlesungen der Schwester, in denen keine Grafen oder Könige vorkamen, anzüglich rief, von so ordinären Leuten höre sie nicht gern, so lagen sie dem Anstaltsarzte beständig mit Klagen in den Ohren, und Schwester Agnes fiel nachts auf die Knie und betete, daß der Gegenstand ihrer Sorge ihr nicht genommen werde, trotzdem sie sich eingestand, daß es sündhaft sei, am irdischen Menschen zu hängen anstatt zu trachten nach dem Wohlgefallen des Herrn. Verzweifelt wachte sie über ihr Sorgenkind, für dessen Pflege all ihre ungelebte Liebe zu einem späten Vollgefühle des Lebens aufgespart schien, so sehr, daß sie hinter

diesem letzten Pflichtenkreis nur nutzlose Tage am Horizont hinschleichen sah.

Aber es half nichts. Als Tante Lotta eines Tages ihre Verwandten nicht mehr erkannte, blieb dem Arzte kein anderer Ausweg als — das Nachbarkloster. Schwester Agnes umklammerte bei dieser Meldung das zusammengeschrumpfte Restchen Menschengestalt, das sie in seiner herzzerreißenden Hilflosigkeit nur um so schwesterlicher in die Seele schloß, als wenn das Unglück über sie beide hereingebrochen wäre und sie wüßte nicht, ob sie um ihren Pflegling die Fittiche breiten oder sich selbst schutzsuchend der Schicksalsschwester um den Hals werfen sollte ...

Ein geschlossener Landauer rumpelte mit klirrenden Fenstern durch das Rheingau, zwischen den hohen Wänden mohndurchglühter Ährenfelder hin, an Weinbergsmauern entlang, über die sich der wilde Rosenstrauch in den Staub der Landstraße bog, an salbeiblauen Wiesen vorbei, wo Heuerinnen mit dem Rechen winkten, immer dem Strom entgegen, auf dem Schleppzüge und Dampfer zu Berg und zu Tal rauchend aneinander vorüber fuhren. Aber nicht draußen das Leben sah Schwester Agnes; sie heftete das übernächtigte Auge starr auf die verfallene Menschenhülle, die sie behutsam im Arme hielt und — um ihren getrübten Geist beneidete ...

Als sie desselben Weges allein zu ihrem Kloster zurückfuhr, schüttete es in Strömen, daß

Gebirge und Rhein in grauem Dunkel verschwamm und der Regen durch die klappernden Wagenfenster kalt auf ihre Hände sprühte und einen fröstelnden Nebel um sie schlug. Eine Zeitlang schien es ihr, wie es im Fahren zuweilen geschieht, als müsse der Wagen in der Richtung, in der er sich bewege, an dem Kloster angelangen, wohin sie Tante Lotta geleitet, und faßte sich in freudiger Qual an die verwirrte Stirn. Aber dann drehte sich die Welt plötzlich wieder nach der anderen Seite und es ging vorwärts und vorwärts in das graue Nichts, wo keine Aufgabe mehr auf sie wartete . . .

Und bald nachdem Tante Lotta in dem lilagefütterten schwarzseidenen Kleide, in dem sie bei der Hochzeit ihrer jüngsten Nichte der Braut nicht nachgestanden haben wollte, sich mumiengelb zur Ruhe ausgestreckt hatte, machte auch die alte Schwester, den Rosenkranz um die gefalteten Hände und das wächserne Gesicht tief in der Nonnenhaube, die Augen zu . . .

# Inhalt

# Gott hämmert ein Volk

## Kriegsdichtungen. Kart. M. 2.—

„Die ganze bisherige Kriegslyrik verblaßt vor solchen Gedichten.“
Seb. Wieser.

„Sie sind den besten Kriegsschöpfungen beizuzählen.“
Münchener Neueste Nachrichten.

„Sie gehören unzweifelhaft zu dem Besten, was die Zeit hervorgebracht hat.“
Kölnische Zeitung.

„Bedeutendere Lyrik als diese, und zwar diese als Ganzes genommen, las ich bisher nicht über den jetzigen Weltbrand.“
E. M. Hamann in der „Bergstadt“.

„Vor allen Kriegsgedichten die ich kenne, haben diese am meisten Berechtigung, auf ihre Herkunft aus dem Eisernen Zeitalter zu pochen.“
Dr. Düsel, Die neue deutsche Kriegsdichtung.

„L. St. ist sehr rasch einer der bekanntesten Dichter des gegenwärtigen Krieges geworden. Hier singt ein Begeisterter und Begabter. Der mit einem wundervollen stählernen Pathos begnadete Dichter mag nochmals der Beachtung empfohlen sein.“
Literarisches Zentralblatt.

„Eine der besten künstlerischen Gestaltungen der großen gegenwärtigen Zeit.“
Rheinische Volkszeitung.

---

# Du schöner Lärm des Lebens

## Auswahlband. Geh. M. 1.50, kart. M. 2.—

„L. St.s starke, eigenstrebige Natur hat den neuen deutschen Geist, der die bewußte Ausprägung des europäischen Neuidealismus darstellt, tief in sich aufgenommen, seine Lyrik ging den Weg von individualistischer Zerrissenheit zu modern-kollektivistischem, sozialem Empfinden mit und trug so das ihre bei zum inneren Erstarken der deutschen Gegenwartsliteratur.“
Werner E. Thoemann, Neue Lyrik.

„St. zählt zu den besten deutschen Dichtern der Gegenwart.“
Rheinische Volkszeitung.

„Wir begrüßen in L. St. einen Dichter, dessen Feld die ganze Welt ist.“
Willi Rath, Nassauisches Heimatbuch.

„St. hat eine ganz neue Stimmung in seiner Dichterharfe. . . . Er ist Meister und hat schon Schule gemacht.“
Frankfurter Universitäts Zeitung.

„Hier spricht ein Mensch, der das Dasein froh bejaht und Glück sieht im Großen und im Kleinen. Und immer ruft die Sehnsucht nach neuen Himmeln. Seine Sprache ist weich wie das Streichen des Sommerwinds, klirrend-hart wie der Westerwaldfrost, stets von feinster Eigentümlichkeit. Er ist klar und tief, im echten Sinne deutsch, ohne Raffinement und Ueberkunst.“
Aus einer biograph. Studie von Willi Arndt.

# Küsten

## Gedichte. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

„Eben begegnet mir ein neuer Poet, der an Begabung hinter keinem der Mitstrebenden zurücksteht, an Reichtum die meisten übertrifft. Und viele übertrifft durch Feinheit, Innigkeit und Tiefe des Empfindens. Nicht nur sein Reichtum, auch das brünstige Naturgefühl, ebenso die Verbindung von Erd- und Himmelhaftem hat etwas, das an Goethe gemahnt." Heinrich Hart im „Tag".

„Ich entsinne mich seit Liliencrons „Adjutantenritt" keines Gedichtbuches, das mich derart gefangen genommen hätte. Echt männlich, frei von Schwulst und Sentimentalität. Ich stehe nicht an, das Buch als die beste Garbe der überreichlichen lyrischen Weihnachtsernte dieses Jahres zu bezeichnen." Hamburger Nachrichten.

„Welcher sinnliche Reichtum, welche Fülle der Bewegung, welche Energie und glänzende Frische des Ausdruckes in diesen Strophen, vor denen der Name Edouard Manets nicht eitel genannt werden würde . . . Und wie wir bei Dürer, Böcklin und Klinger die Phantasie von der Basis der sichersten und ausgebreitetsten Einzelbeobachtungen mit starken Schwingen in die Regionen erdenferner Träume aufstreben sehen, so erwachsen diesem neuen Lyriker aus einer großen und klar angeschauten Realität grandiose und bezwingende Symbole."
Dr. Ubell in der „Oesterreichischen Rundschau".

---

# Fahnen

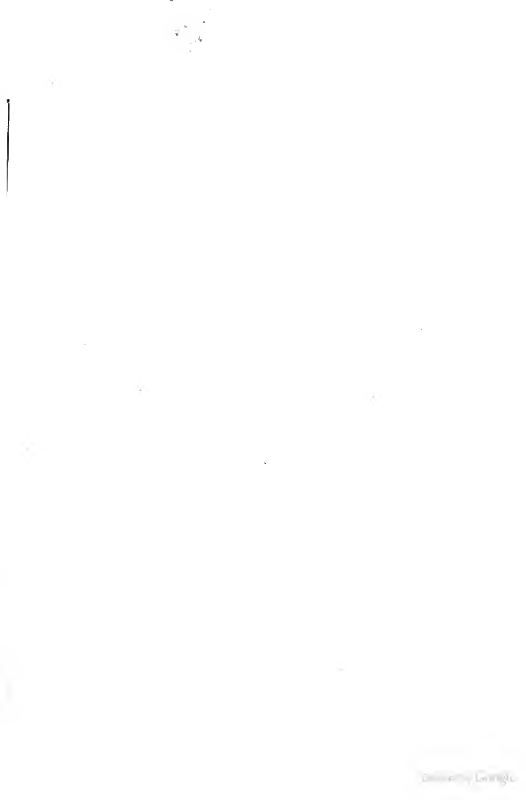
## Gedichte. 2. Aufl. Geh. M. 1.50, Geb. M. 3.

„Das Hauptmerkmal des Gedichtbandes „Fahnen" ist außerordentliche Bildhaftigkeit. Die Sprache dieser Gedichte ist von Sternberg gleichsam selbst geschaffen, neu gemeißelt. Alles ist mit schier unübertrefflicher Bildlichkeit veranschaulicht. Man könnte eine wahre Auslese trefflicher, oft unglaublich kühner Bilder, Neuprägungen und Wortplastiken aus Sternbergs „Fahnen" sammeln . . . Nehmen wir alles in allem: Ecce poeta!"
Dr. Oehl in der „Literarischen Rundschau".

---

### Außerdem sind erschienen:

Bündnisse. Novellen (A. Junker, Berlin) - Neue Gedichte (Cotta, Stuttgart) - Limburg als Kunststätte. 3. Auflage (A. Bagel, Düsseldorf) - Der Westerwald (A. Bagel, Düsseldorf) - Die Nassauische Literatur (H. Staadt, Wiesbaden)




Princeton University Library
32101 067517191

